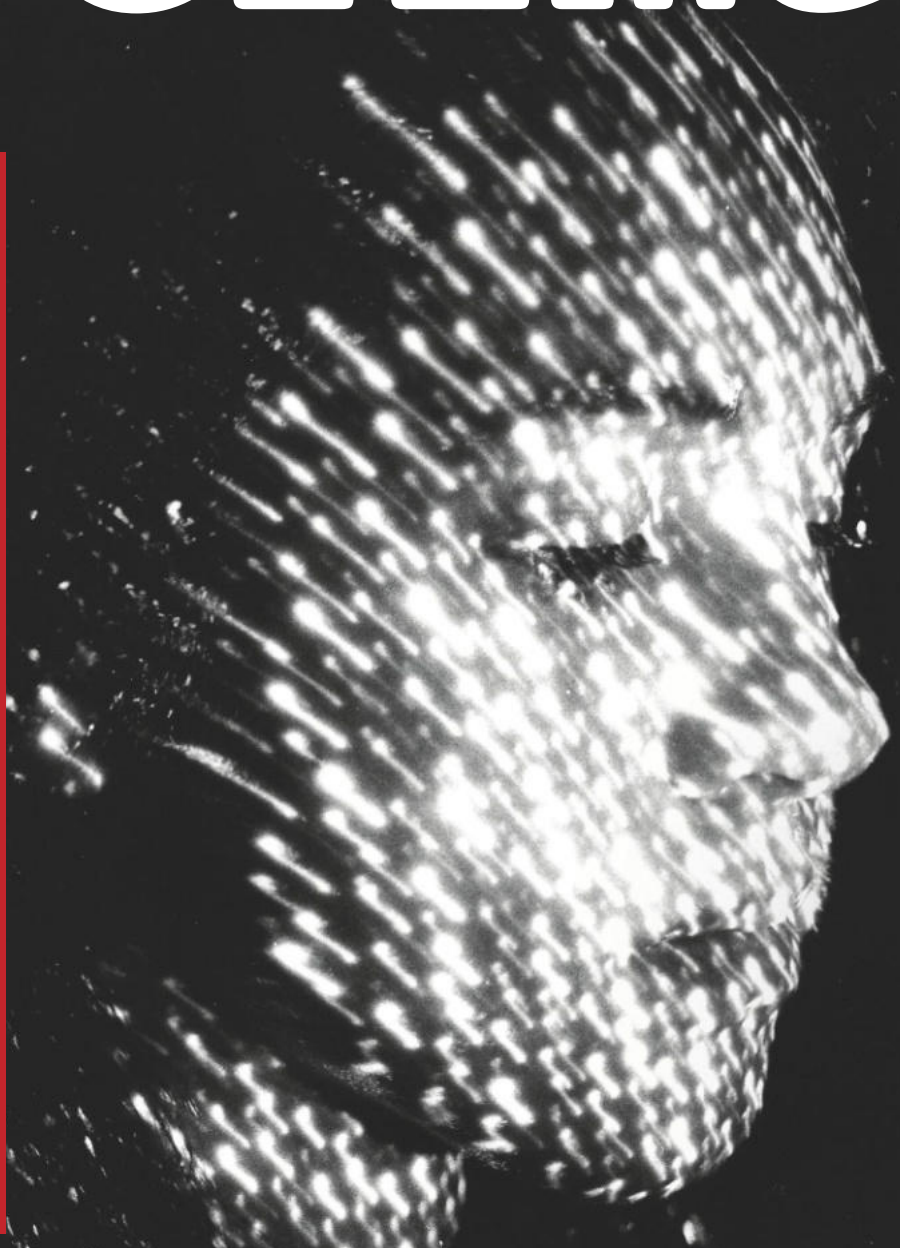
// Nr. 68 Wahre Verbrechen

Crime

EIN PERFEKTES PAAR
Jemand steht seinem Glück im Weg

DIE RACHE DES ZÜCHTERS
Der Prinz war sein Freund. Nun will er ihn leiden sehen

SCHUTZLOS
Wie häusliche Gewalt Frauen auf dem Land trifft



IN SEINEM BANN

Sie vertrauen dem Mann mit den Horoskopen. Doch ihre Sterne stehen schlecht

AUGUST/SEPTEMBER 2026 DEUTSCHLAND €7,20 / ÖSTERREICH €8,00 / SCHWEIZ CHF11,50 / BENELUX €8,60 / ITALIEN, SPANIEN, FRANKREICH, PORTUGAL (cont.) €9,60

4 190180 907209 68

VERTRAUE
NIEMALS
DEINEM
MÖRDER.

»LAPENAS BÜCHER MACHEN SÜCHTIG!«
FREIDA MCFADDEN



Paperback | 384 Seiten | € 17,- [D]
Auch als Hörbuch und E-Book erhältlich
Leseprobe und mehr auf goldmann-verlag.de

GOLDMANN

JEDER IST
VERDÄCHTIG.
NIEMAND
UNSCHULDIG.

„Selbst die Twists haben Twists. ANDREA MARA ist ein Star."
Lee Child



Paperback | 448 Seiten | € 17,- [D]
Auch als Hörbuch und E-Book erhältlich
Leseprobe und mehr auf goldmann-verlag.de

GOLDMANN



Giuseppe Di Grazia,
Chefredaktion stern Crime

HISTORISCHE KRIMINALFÄLLE ...

... gehören von Beginn an zu *stern* Crime. Allerdings stellen sie uns in der Redaktion oft vor eine große Herausforderung: Wie schreibt man über ein Verbrechen, wenn die meisten Beteiligten nicht mehr am Leben sind?

Die Rekonstruktionen solcher Fälle erstellen wir oft aus vergilbten Akten, sorgfältig aufbewahrten Protokollen und durch lange Aufenthalte in Archiven. Unsere Autorin Sofia Glasl hat so für diese Ausgabe die Geschichte eines Straftäters aufgeschrieben, der 1963 in Wien als „Opernmörder" Schlagzeilen machte. Nach einigen Umwegen über das Kriminalmuseum und das Landesgericht führte ihre Recherche sie schließlich ins Wiener Stadt- und Landesarchiv. Dort blieb sie fast vier Tage. Sie sah mehr als 1700 Seiten Polizei-, Gerichts- und Krankenakten ein, studierte Vernehmungsprotokolle, psychiatrische Gutachten, Tatortfotos und Haftunterlagen. Die Dokumente lagen in den Kartons weder chronologisch noch thematisch sortiert. Die Auswertung dieses Materials war selbst für die ehemalige Fernseharchivarin zeitaufwendig.

Vor Ort konzentrierte sich unsere Kollegin darauf, alles zu sichten, abzufotografieren und grob zeitlich zu ordnen. Daraus leitete sie später eine Timeline für alle Themen- und Erzählstränge ab. Erst danach ließ sich aus den vielen Einzelteilen eine nachvollziehbare Geschichte entwickeln. Sofia Glasl erzählte uns nach der Arbeit an diesem Fall, dass sie erstaunt war, wie schnell selbst aus den reinen Papierunterlagen Bilder dieses Verbrechens in ihrem Kopf entstanden.

Diese präzise Auswertung nüchterner Dokumente und das Nachspüren der menschlichen Abgründe dahinter prägen letztendlich ihren Text über ein Verbrechen, das zu den größten Kriminalfällen Österreichs zählt.

Foto: Domenic Driessen/Stern Crime

Wie gefällt Ihnen Crime? Ihre Meinung interessiert uns: info@stern-crime.de



104

Erst sticht er zu, dann flüchtet er.
Dabei rennt er fast vor ein fahrendes Auto

22

In der Welt der Pferde macht er sich schnell einen Namen. Dann fällt er tief. So fängt es an



// inhalt

06/ UNSCHULDSVERMUTUNG
Warum wir Menschen uns mit ihr schwertun. Und warum wir sie trotzdem brauchen. Ein Essay

08/ DER STERNDEUTER
Frauen vertrauen dem Mann mit den Horoskopen. Und verschwinden. Der Fall Arwed Imiela

20/ AUS DER ASSERVATENKAMMER
Sie hat zum Essen eingeladen, es gibt Beef Wellington. Dafür hat sie eine besondere Zutat verwendet

22/ DIE RACHE DES ZÜCHTERS
Eines trüben Tages steht er vor der Tür, um leise zu morden

36/ DER SCHÖNE SCHEIN
Frank Bourassa erkannte: Grenzenloser Reichtum war im Grunde nur eine Frage des Handwerks

46/ IM KÄFIG
Das Gefängnis Cecot in El Salvador ist berüchtigt für seine brutalen Haftbedingungen. Der Fotograf Juan Carlos hat es mehrfach besucht

62/ DIE FIAT-UNO-BANDE
Lange war nicht klar, wer hinter der Gruppe steckte, die Banken überfiel und Polizisten tötete. Die Wahrheit erschütterte ganz Italien

74/ GEWALTTÄTIGE MÄNNER
In ihrem Mobil beraten die „Land-Grazien“ Frauen in Not. Ein Interview mit Gründerin Miriam Peters

82/ DIE TOTEN AUF DEM HOF
Das Rätsel macht den Menschen Angst. Es lässt sie nicht los

Cover: Lila Kozdra-Isufi; Inhalt: Andreas Jakwerth/stern crime; Jonas Götz/stern crime; stern Montage: Foto: Werner Ebeler/stern; Carolin Windel/stern crime; Papierillustration: WRK, Foto: Simon Erath



08

Der Astrologe wirkt wie ein feiner Herr. Er weiß das zu nutzen



74

Miriam Peters berät Frauen auf dem Land. Dort, wo sie häuslicher Gewalt besonders schutzlos ausgeliefert sind



36

Fieberhaft hat er auf diese Lieferung gewartet

96/ SANDAS TAUFE
Er möchte einfach nur zu ihrem elitären Studentenklub gehören. Sie finden: Er muss es sich verdienen

102/ MEIN BILD
Der Fotograf Sai Aung Main hat eine eigenartige Vernichtungszeremonie besucht

104/ BLUTOPER
Durch die Gänge streift ein Mann. Bei sich trägt er ein Messer. Und diesen blinden Hass

116/ HIGHSCHOOL SWEETHEARTS
Sie sind jung, schlau und schwer verliebt. Ein scheinbar perfektes Paar. Aber ihre Beziehung hat einen Makel. Den merzen sie aus

128/ „ICH WOLLTE VERSTEHEN, WARUM MENSCHEN TÖTEN"
Thrillerautor Pascal Engman über seine Treffen mit Gangmitgliedern

138/ EIN PROMINENTER FALL
Robert Downey Jr. war nicht schon immer ein Superheld

03/ EDITORIAL

134/ LESERBRIEFE

135/ BÜCHER UND FILME

136/ MITARBEITER, IMPRESSUM

DER LANGE SCHATTEN DES VERDACHTS



Warum wir uns mit der Unschuldsvermutung schwertun – und sie dennoch brauchen.

VON **FRANK OCHMANN**

Die Zimmertür war abgeschlossen, die Toilette des kleinen Hauses nicht gespült, im Bad fanden sich Blutspuren. Es war der 2. November 2007, als im italienischen Perugia die Leiche der 21-jährigen britischen Austauschstudentin Meredith Kercher gefunden wurde. Halb nackt und mit durchtrennter Kehle lag sie neben ihrem Bett.

Tausendfach vermutlich ist dieser Mordfall seither schon erzählt worden. Als Täter wurde am Ende der damals 20-jährige Ivorer Rudy Guede per DNA-Beweis überführt und verurteilt. Und doch spekulieren bis heute Menschen in sozialen Medien über die angebliche Schuld einer Frau: Amanda Knox, die zur Tatzeit 20-jährige Mitbewohnerin in der Via della Pergola 7.

Jung war sie und hübsch. Ein bisschen naiv wohl auch. Vor dem Mordhaus küsste sie ihren Freund. Sie lachte, wo von ihr Trauer und Mitleid erwartet wurden. Ihr Verhalten widersprach den Erwartungen, machte sie verdächtig. In Schlagzeilen weltweit wurde sie zum „Engel mit den Eisaugen“. Und viele glaubten eher ihren starken Gefühlen als der schwachen Beweislage. Noch bevor es ein Gericht tat, wurde Knox schuldig gesprochen – in Kommentaren und den Köpfen von Millionen.

Wie geht man gegen ein solches gesellschaftliches Urteil in Revision? Der Verdacht, etwas müsse doch dran gewesen sein an den Vorwürfen, blieb bei vielen selbst dann noch bestehen, als der Oberste Kassationsgerichtshof in Rom Amanda Knox im Jahr 2015 endgültig freigesprochen hatte. „Der Mann, der diese Tat begangen hat, ist aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden", sagte Knox 2021 dem *stern*, „während ich weiter mit diesem Verbrechen assoziiert werde." Das Narrativ vom „Engel mit den Eisaugen" hat überdauert. Juristisch konnte der Verdacht ausgeräumt werden. Sein Schatten aber bleibt.

„Der Beweis obliegt dem, der behauptet, nicht dem, der leugnet." Es war Justinian, der letzte römische Kaiser, der diesen Satz im 6. Jahrhundert in seine Rechtsordnung aufnahm – eine Formulierung, die wir heute als „Unschuldsvermutung" kennen. Das Prinzip, jemanden für unschuldig zu halten, bis er oder sie nach dem Gesetz überführt und verurteilt wurde, ist Fundament eines Rechtsstaats, verankert im Grundgesetz, der Grundrechtecharta der Europäischen Union und der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Der Fall Knox zeigt, wie viele andere, dass der Mensch sich auch außerhalb des Gerichts mit diesem Prinzip schwertut. Das hat auch Gründe, die tief in der menschlichen Natur angelegt sind.

Gesetze können Gefühle nicht eingrenzen. Unterbewusst strömen Gedanken selbst noch im Schlaf durch unseren Kopf. Denn unablässig versucht das Gehirn, die Welt zu verstehen. Jede Lücke in diesem Verständnis, jeder unbeleuchtete Winkel bereitet Stress. Schließlich könnte uns genau von dort Gefahr drohen. Darum braucht jedes Phänomen für uns eine Ursache, jede Geschichte ein glaubwürdiges Ende – jede ungeklärte Tat einen Verantwortlichen. Wo Fakten fehlen, fantasieren wir sie oft dazu. „Predictive Coding" nennen das die Neurowissenschaften. Zugespitzt gesagt: Wir leben nicht in einer objektiven Wirklichkeit, sondern in dem aus Fakten und Fiktion gestalteten Bild, das wir uns von ihr machen. Viele Annahmen übernehmen wir einfach aus unserer spezifischen Kultur, unserer entsprechenden Erziehung. Von den Menschen, mit denen wir leben und uns austauschen. Aber auch die können irren.

Die dänische Kulturwissenschaftlerin Ella Fegitz hat den Fall Amanda Knox vor dem Hintergrund der weltweiten Berichterstattung analysiert und beschreibt, wie das Leben eines Mädchens aus Seattle, geprägt von der liberalen amerikanischen Westküste, mit den Idealen einer italienischen Gesellschaft kollidiert, die noch zutiefst von Katholizismus und Patriarchat geprägt ist. In dieser Gemengelage wird selbst ein pinkfarbener Vibrator in Häschengestalt aus ihrem Zimmer – ein im Spaß gemachtes Geschenk – plötzlich mit Bedeutung aufgeladen.

Die Unschuldsvermutung ist nicht nur kontraintuitiv für uns Menschen, sie hat auch ihren Preis. Wer sie fordert, nimmt in Kauf, dass Schuldige für ihre Taten am Ende nicht zur Rechenschaft gezogen werden, wenn es nicht gelingt, ihnen die Schuld nachzuweisen. Im Strafrecht wird dieses Prinzip auch „Nullhypothese" genannt. So hat sie der Bundesgerichtshof (BGH) 1997 formuliert: „Das Gericht muss sich von der Schuld des Angeklagten eine persönliche Gewissheit verschaffen, die Zweifeln Schweigen gebietet, ohne sie völlig auszuschließen." Besonders scharf wird dieses Kriterium eingefordert, wenn Aussage gegen Aussage steht. Dann, so der BGH zwei Jahre später, „bedarf es einer besonders sorgfältigen Glaubwürdigkeitsprüfung und einer lückenlosen Darstellung der Beweiswürdigung".

Natürlich ist die Unschuldsvermutung damit in erster Linie ein juristisches Prinzip für den Strafprozess, eine Art Schutzwall, der verhindern soll, dass Menschen ohne Beweise verurteilt werden. Ihr Zuhause sind die Gerichtssäle – aber auch die Medien. Ziffer 13 des deutschen Pressekodex legt fest: „Ziel der Berichterstattung darf in einem Rechtsstaat nicht eine soziale Zusatzbestrafung Verurteilter mithilfe eines ‚Medien-Prangers' sein." Zwischen Verdacht und erwiesener Schuld sei deutlich zu unterscheiden.

Aber privat? Am Tisch mit Freunden? In der Mittagspause am Arbeitsplatz? Dürfen wir da nicht urteilen, wie wir wollen?

Zwar sind wir dort nicht verpflichtet, uns an die strengen Maßstäbe eines Strafprozesses zu halten. Natürlich sind die Gedanken frei. Wir dürfen einen Verdacht äußern, Vermutungen anstellen, Eindrücke schildern, uns ein eigenes Bild machen. Aber wir sollten uns bewusst sein: Auch wir leisten unseren Beitrag zur „kulturellen Codierung" eines Falls, zu dem Ermessensspielraum, der immer besteht und den auch die juristischen Profis nutzen. Es ist kein Zufall, dass beim hochkarätigen Prozess um die Steakhaus-Erbin Christina Block neben ihrem Verteidiger auch ein PR-Berater agiert, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Denn es ist eben nicht gleichgültig, wie wir uns untereinander äußern. Und welche Stimmung wir damit erzeugen. Wer glaubt, die Unschuldsvermutung den Gerichten überlassen zu können, übersieht neben der juristischen ihre soziale Komponente.

Der Fall Amanda Knox zeigt eindringlich, was es für einen Menschen bedeuten kann, wenn die Unschuldsvermutung nur als rein juristisches Prinzip verstanden wird. Auch über ein Jahrzehnt nach ihrem Freispruch lastet der einst öffentlich geschürte Verdacht noch immer auf ihrem Leben – und dem ihrer Familie. „Wie soll sie verstehen, dass viele Menschen ihre Mutter irrational hassen?", fragte Amanda Knox, als 2021 ihre Tochter Eureka geboren wurde.

Niemand kann uns zwingen, so sorgfältig wie nur möglich mit unseren Verdächtigungen und Urteilen umzugehen. Moralisch aber stehen wir in der Pflicht dazu, so mühevoll das sein mag.

Ja, die Unschuldsvermutung kann missbraucht werden. Zum Beispiel wenn Männer sie benutzen, um Zweifel an der Glaubwürdigkeit von Frauen zu säen, die öffentlich machen, was ihnen angetan wurde. So ergeht es oft Opfern sexualisierter Gewalt. Trotzdem darf niemand vorverurteilt werden, nur aus Sympathie und Mitgefühl mit den mutmaßlichen Betroffenen.

Denn weil ein Verdacht grundsätzlich jeden treffen kann, schützt die Unschuldsvermutung letztlich uns alle. ●



Frank Ochmann musste sich beim Schreiben dieses Textes eingestehen, wie sehr auch er sich bei Fällen wie dem von Amanda Knox vom ersten Eindruck leiten lässt

Illustration: Jonas Götz/stern crime



stern crime Montage: Foto: Werner Ebeler/stern

Der Sterndeuter

VON **TILL HEIN**

Er ist ein Charmeur, ein Kavalier der alten Schule.
Kein Wunder, dass Frauen seinen Rat suchen.
Bis sie verschwinden.

Schnell ist Ulrike Roland verzaubert von dem Astrologen. Aber schnell beginnen mit ihm auch die Probleme



Als die junge Ulrike Roland ihm zum ersten Mal begegnet, ist sie wie gebannt. Am 21. Februar 1969 hat er zu einem festlichen Abendessen in seine Acht-Zimmer-Wohnung in Reinbek bei Hamburg geladen, ins Sachsenwald-Hochhaus, das höchste Wohngebäude Schleswig-Holsteins und eines der teuersten. Ein Bekannter hat Ulrike mitgebracht.

Schon der volle Name des Gastgebers – Arwed Erik Imiela – klingt geheimnisvoll. Nach Magie und fernen Welten. Er kredenzt Hasenbraten, dazu erlesene Weine. Imiela flirtet mit der hübschen Sekretärin. Die beiden scheinen viel gemeinsam zu haben. Beide begeistern sich für die Tierwelt und das Jagen. Auf der Ostseeinsel Fehmarn hat er ein 140 Hektar großes Revier gepachtet, erzählt er Ulrike. Das vielleicht Aufregendste an diesem Mann: Aus der Konstellation der Sterne kann er das Schicksal vorhersagen.

Der gepflegte, hochgewachsene Enddreißiger könnte Psychologe sein oder Germanist. Aber Arwed Imiela arbeitet als Astrologe. Er ist belesen und eloquent, kein präpotenter Aufreißer, sondern höflich und galant. Einer, der zurückhaltend sein kann, wenn es sich gebietet, und doch genau weiß, was er will. „Können Sie sich vorstellen, meine Frau zu werden?“, fragt er Ulrike noch am selben Abend. Sie sagt spontan: ja. „Dann machen Sie mal die Augen zu“, sagt er, und als Ulrike sie wieder öffnet, liegt ein Armband um ihr Handgelenk. So wird Ulrike die Szene später Kriminalbeamten schildern.

Schnell zieht sie zu ihm in die Luxuswohnung. In einem der Schränke entdeckt sie Damenkleider, aber Imiela kann alles erklären. Die stammen noch von Angélique, sagt er, seiner ehemaligen Verlobten. Vor fünf Jahren sei sie ums Leben gekommen, ein tragischer Autounfall. Angélique hatte offenbar eine ähnliche Figur wie sie, stellt Ulrike fest.

Eines der acht Zimmer hat Imiela als Büro eingerichtet. Ulrike ist der Zutritt verboten, außer zum Putzen. Verlässt er die Wohnung, schließt er das Arbeitszimmer ab. Nicht aus Misstrauen, wie er betont, sondern weil es bei der Wahrsagerei um sehr persönliche Dinge gehe.

Die Geschäfte mit seinen Horoskopen, für die er in Zeitungsannoncen wirbt, laufen gut. Unternehmer und reiche Frauen im optimistischen Nachkriegsdeutschland lassen



Arwed Imiela ist Sportschütze und Jäger. Einer, der Beute erkennt

stern crime Montage: Fotos: Peter Timm/Ullstein Bild; Privatarchiv Ulrike Roland, zur Verfügung gestellt von Nadine Witt, Autorin

sich von Imiela gern eine noch rosigere Zukunft vorhersagen. Sie ahnen nicht, dass er ein Gerät benutzt, das Horoskope aus Textbausteinen automatisch erstellt. Er muss dafür lediglich Datum und Uhrzeit der Geburt der Klientinnen und Klienten eingeben. Sein Geschäftsmodell lässt sich so zusammenfassen: Er verlangt horrende Preise für mühelos herstellbare Massenware.

Das Leben an der Seite des Sterndeuters ist aufregend. Am Wochenende fährt er mit Ulrike oft nach Fehmarn, in sein Jagdrevier. Dann nimmt er sie auf den Hochsitz mit. Dem lokalen Jagdverband stiftet der Astrologe den „Arwed-Ulrike-Roland-Imiela-Pokal" als Siegestrophäe für Wettschießen. An einem lauen Spätsommerabend verführt er sie zu Sex unter freiem Himmel. Sie lieben sich in einem Kornfeld.

Ulrike hat eine Lieblingstante, die in der Fachwerkstadt Celle wohnt, 120 Kilometer südlich von Reinbek. Ihr Mann ist unlängst gestorben. Imiela, ganz Gentleman, betont, dass er Tante Ilse gern kennenlernen würde. Im Winter 1969 besuchen die Verlobten sie in ihrem schicken Reihenhaus, wo sie mit ihrer Tochter Urte lebt. Als Tante Ilse über Ärger mit einer Bank klagt, bietet er an, sich um ihre Finanzen zu kümmern. Ilse Evels hat mit Geldangelegenheiten wenig Erfahrung. Sie macht Imiela zum Vermögensverwalter. Auch Urte ist begeistert von diesem weltgewandten Mann. Als Finanzberater besucht er Ilse und Urte künftig öfter. Ohne dass Ulrike dabei ist.

Nach einem solchen Termin, etwa zehn Monate ist es her, dass sich Arwed und Ulrike während des Dinners mit dem Hasenbraten kennengelernt haben, kommt es in Reinbek zum Eklat. Tante Ilse habe ihm alles erzählt, herrscht er Ulrike an: Hinter seinem Rücken schlafe sie mit anderen Männern! Die Verlobte beteuert ihre Unschuld, ist den Tränen nah. Imiela aber zieht eine Pistole aus der Schreibtischschublade.

Er zwingt Ulrike, sich nackt auszuziehen und einen Abschiedsbrief zu verfassen. Dann reicht er ihr die Waffe. Zum Beweis, dass er ihr vertrauen könne, soll sie die Pistole gegen ihre Schläfe richten und abdrücken: „Russisch Roulette". ⟶

Ulrike gehorcht – erst im letzten Moment reißt Imiela ihr die Waffe aus der Hand. Er versucht zu deeskalieren: Ob sie ernsthaft geglaubt habe, er würde zulassen, dass sie ihr Leben gefährde?

Ulrike bemüht sich, die verstörende Szene mit ihrem Verlobten zu verdrängen. Ihre Wut richtet sie stattdessen gegen die verleumderische Verwandtschaft in Celle. Tief verletzt bricht sie den Kontakt zu Tante Ilse und Cousine Urte ab.

Doch Imiela genügt das offenbar nicht: Er benötige Abstand, sagt er. Ulrike solle für eine Weile zurück zu ihren Eltern ziehen. Später könne es einen Neuanfang geben. Wahrscheinlich. Als sie ihre Sachen packt, trägt er ihr eine Buddha-Figur und andere Habseligkeiten hinterher. Er würde ja jede Spur von ihr auslöschen, klagt sie. „Das sieht ja aus, als ob ich gestorben wäre."

Was Ulrike nicht weiß: Das Gerücht, dass sie fremdgehe, hat nicht ihre Tante in die Welt gesetzt. Imiela selbst hat es erfunden und verbreitet. Vor ihrer Verwandtschaft in Celle behauptet er zudem, er habe sich von Ulrike getrennt . Und ohne Ulrikes Wissen verlobt er sich erneut: mit Urte. Ihrer Mutter Ilse wiederum rät er, ihr Reihenhaus zu verkaufen und eine schöne Reise zu unternehmen. Das Geld für die Immobilie werde er gewinnbringend anlegen.

Schon wenige Tage nach Ulrikes Auszug treffen Ilse und Urte in Reinbek ein. Imiela hat vorgeschlagen, sie für eine Weile bei sich aufzunehmen, vor ihrer großen Fahrt ins Ungewisse.

Nur drei Wochen später bietet Imiela seiner Verlobten die Versöhnung an. Dankbar kehrt Ulrike zu ihm zurück. Seltsam findet sie, dass ein Barschrank, den sie aus der Villa ihrer Tante kennt, plötzlich in der Wohnung steht. Ilse und Urte seien auf Weltreise, sagt er. Dank des Geldes aus dem Immobilienverkauf könnten sie sich das ja nun leisten. Und den Schrank habe ihm die Tante günstig überlassen. „Den mochtest Du doch immer so gerne." Die Erklärung reicht Ulrike. Sie will einfach nur glücklich sein mit ihrem Arwed.

Am 23. April 1970 präsentiert er Ulrike eine Überraschung: Spontan lädt er sie zu einem Ausflug nach Skandinavien ein. Nur noch kurz zu Hause vorbei, um zu packen – und dann ab zum Flughafen. Doch: Vor dem Eingang zum Sachsenwald-Hochhaus stehen zwei Polizisten. Zielstrebig will Imiela vorbeigehen. Doch die Ermittler halten ihn auf. Eine Bank hat die Kriminalpolizei verständigt: Imiela sei ein Betrüger.

Der Sterndeuter wollte an das Vermögen von Ilse Evels. Doch die Kreissparkasse in ihrem Wohnort Celle weigerte sich, die Wertpapiere ohne persönlichen Kontakt mit der Inhaberin freizugeben. Auch gegenüber der Sparkasse behauptete Imiela, Frau Evels weile auf Weltreise, derzeit sei sie in Schweden und dazu so erkrankt, dass sie nicht in der Lage sei, nach Celle zu kommen. Kein Problem, meldete die Kreissparkasse: Ilse Evels könne sich in Stockholm auf dem deutschen Konsulat ausweisen. Imiela witterte seine Chance. Er bedrängte eine seiner Ex-Frauen, Ilse Müssener, ihn nach Stockholm zu begleiten und Ilse Evels zu mimen. Die ließ sich breitschlagen, doch vor Ort verließ sie der Mut. Der Termin bei der Botschaft verfiel – und der Bankbeamte in Celle sah sich in seinem Misstrauen bestätigt. Er verständigte die Kripo.

An jenem 23. April 1970, an dem Beamte ihn im Sachsenwald-Hochhaus festnehmen, finden sie in Imielas Jackentaschen eine Pistole und große Mengen Bargeld. Imiela ringt um Fassung. Er habe sich „gelöst", sagt er gegenüber den Beamten, und müsse dringend die Toilette aufsuchen. Mit „Lösen" bezeichnen Waidmänner den Kotabgang bei angeschossenem Wild.

Bald darauf klicken Handschellen.

In Imielas Wagen stellen die Fahnder Bankauszüge, Rechnungen und Briefe mehrerer Frauen sicher, alles säuberlich abgeheftet. Einige der Unterlagen betreffen Geldgeschäfte von Ilse und Urte Evels. Aber da sind noch mehr Dokumente. Sie zeigen: Imiela verwaltet mindestens das Vermögen zweier weiterer Damen: Annemarie Schröder, 47 Jahre alt, und Anna-Maria Kieferle, 76.



Ilse Evels (l.) und ihre Tochter Urte finden einen Mann, der ihnen gern bei ihren Finanzangelegenheiten hilft

Drei Jahre zuvor steckte die Antiquitätenhändlerin Annemarie Schröder in einer Lebenskrise. Ihr Beruf in Langen nahe Frankfurt langweilte sie, von ihrem Mann hatte sie sich entfremdet. Sie machte sich Gedanken um ihre Zukunft. Sollte sie versuchen, die Branche zu wechseln? Mode oder Kosmetik würden sie interessieren. Oder war es ihre Ehe, die sie unglücklich machte?

In der Zeitung entdeckte sie eine Annonce: Ein Diplom-Astrologe bot Horoskope an. Ein gewisser Arwed Imiela. Sie



Imielas Bungalow in der Siedlung Marienleuchte. Zwei Frauen hat er hierhin eingeladen. Ihrem Umfeld sollen sie erzählen, sie würden auf große Reise gehen

beschloss, ihn die Sterne befragen zu lassen. Imiela meldete sich per Telefon. Schließlich bot er an, ihr das fertige Horoskop persönlich zu überbringen. Annemarie Schröder fühlte sich geschmeichelt. Beim Treffen ließ Imiela seinen ganzen Charme spielen. Die Geschäftsfrau verliebte sich in den Sterndeuter. „Er ist ein toller Mann. Ich bin ihm völlig erlegen“, vertraute sie ihrem Gynäkologen an. Kurz darauf ließ sie sich scheiden. Annemarie Schröder blieben 50.000 Mark Bargeld, dazu Schmuck im Wert von 50.000 Mark, die Beteiligung an einer Kommanditgesellschaft sowie die Villa, die sie zuvor mit ihrem Gatten bewohnt hatte. Dort zog nun Arwed Imiela ein.

Seine Beziehung zu Annemarie Schröder sei „rein geschäftlicher Natur“ gewesen, wird er später behaupten. Als ihr astrologischer Lebensberater habe er damals ein Monatsgehalt von 2500 Mark bezogen. Die Villa habe sie ihm vermietet. Weiterhin dort gewohnt habe sie nur, um für ihn zu kochen. Fest steht, dass er bald ihr gesamtes Vermögen verwaltete – sowie das ihrer Mutter, Anna-Maria Kieferle, die im nahen Geislingen ein Haus besaß.

Imiela schlug den beiden Frauen vor, ihre Immobilien zu verkaufen und mit ihm an die See zu ziehen. Auf Fehmarn winke das wahre Glück! Vom Erlös der Villen werde er dort Prachthäuser errichten lassen: eines für Annemarie und ihn – das Traumpaar –, das andere für seine künftige Schwiegermutter. Eigenartig nur, dass die Frauen herumerzählen sollten, sie würden zunächst eine große Reise unternehmen: nach Kanada, Südamerika, Australien.

Im September 1968 mietete Imiela einen Bungalow in Marienleuchte, einer kleinen Siedlung im Nordosten von Fehmarn. In dem schmucklosen Flachbau kamen sie alle drei unter. Annemarie Schröder und ihre Mutter fanden wenig Anschluss auf der Insel, und Imiela war ständig unterwegs. Viele Monate später wurde im Bungalow unter einer Matratze ein Brief von Anna-Maria Kieferle an ihre Tochter gefunden. „Manchmal denke ich, Du hast Deinen Verstand verloren. Bist Du für H. Imiela noch interessant, wenn kein Geld mehr da ist?“

Als Annemarie Schröder von einem Kuraufenthalt in Tirol zurückkehrte, war zunächst ihre Mutter verschwunden. ⟶

stern crime Montage: Fotos: Peter Timm/Ullstein Bild; Ullstein Bild/dpa



Tankwart Hans Grunst (M.) zeigt einem Ermittler (l.) und einem Reporter (r.) eine „Ludergrube" auf Fehmarn. Verstörendes ist darin entdeckt worden. Zur Insel geführt hat die Kripo eine Kleiderbürste

Nach dem 17. Januar 1969 wurde auch sie, Annemarie, nicht mehr gesehen. Arwed Imiela konnte zu diesem Zeitpunkt längst auf große Teile des Vermögens der beiden Frauen zugreifen. Wie selbstverständlich trug er oft ein Bündel Tausendmarkscheine in der Tasche.

Und dann ist da noch etwas, das die Ermittler am 23. April 1970 finden, nachdem sie ihn, den vermeintlichen Betrüger, festgenommen haben. In seinem Wagen liegt eine Kleiderbürste: das Werbegeschenk einer Tankstelle auf Fehmarn. Ob sich dort wohl mehr über den Verdächtigen in Erfahrung bringen lässt?

Als am nächsten Tag zwei Polizisten bei der Tankstelle auftauchen und Informationen über Imiela verlangen, sind Hans und Ingrid Grunst, die Betreiber, verwundert. Ob Imiela verreist sei, wollen sie von den Polizisten wissen. „Nein", antworten die, „den haben wir festgenommen."

Auf der Insel gilt Imiela als „der Millionär", erfahren die Ermittler. Als großer Frauenheld. Zudem berichtet Tankwart Hans Grunst von einer ungewöhnlichen Begebenheit: Im Dezember des Jahres zuvor sollte er für Imiela eine sogenannte Ludergrube ausheben. 100 Mark habe er dafür geboten, ein üppiges Honorar . Manche Jäger nutzen solche Gruben, um Füchse anzulocken. Sie legen Schlachtabfälle hinein, das sogenannte Luder. In der Regel gräbt man solche Erdlöcher selbst.

War sich der Millionär zu fein dafür, eine Schaufel in die Hand zu nehmen? Und benötigte Imiela die Grube womöglich gar nicht für die Fuchsjagd? Vielleicht wollte er etwas darin verstecken. Beweise für seine Betrügereien oder Diebesgut.

Am nächsten Morgen führt der Tankwart die Polizisten zur Stelle, wo er die Kuhle ausgehoben hat. Als sie anfangen zu graben, steigt ihnen fürchterlicher Gestank in die Nase. Aber nicht von Schlachtabfällen. Was sie in der Grube finden, sieht aus wie menschliche Überreste. Ist das die Leiche einer Frau?

Die Ermittler rasen zur Polizeistation nach Burg, damals so etwas wie die Hauptstadt der kleinen Insel. Um jeden Preis müssen sie vor zwölf Uhr mittags die Staatsanwaltschaft in Lübeck erreichen. Denn um diese Uhrzeit soll Imiela freikommen. Der Verdacht auf Betrug reicht nicht, um ihn länger in Untersuchungshaft zu behalten. Liegt in seiner Ludergrube aber eine Leiche, geht es womöglich um

Mord. Gerade noch rechtzeitig erwirken die Polizisten eine Verlängerung der Untersuchungshaft.

Auf Fehmarn bergen Experten der Spurensicherung unterdessen sogar zwei tote Frauen aus der Grube. Beide sind verstümmelt: Köpfe, Hände und Arme und zwei Füße fehlen. Die Leichenteile wurden in Plastikfolie verpackt. Laboruntersuchungen werden ergeben: Sie lagen bereits seit Monaten in der Erde.

Wer sind sie? Zu diesem Zeitpunkt gelten in Deutschland mehr als ein Dutzend Frauen als vermisst. Unter ihnen Ilse und Urte Evels aus Celle. Sowie Anna-Maria Kieferle und Annemarie Schröder aus der Gegend von Frankfurt.

Bloß lässt sich die Identität der beiden toten Frauen aus der Grube nicht so leicht feststellen. Da die Hände fehlen, kann die Polizei keine Fingerabdrücke abgleichen. Und DNA-Analysen sind bei stark verwesten Leichen damals technisch noch nicht möglich.

Tagelang verhören die Ermittler Ulrike Roland. Da Imiela selbst schweigt, wird sie, seine aktuelle Partnerin, zur wichtigsten Zeugin. Sie gibt zu, einmal nach Stockholm geflogen zu sein, um dort Post von Ilse Evels einzuwerfen. Imiela habe ihr es so erklärt: Ilse sei mit ihrer Tochter Urte ja auf Weltreise, und er wolle ihre Post vorübergehend mit schwedischem Poststempel erledigen. Sie habe sich gern nützlich gemacht, beteuert Ulrike Roland. Es wirkt, als vertraue sie Imiela blind. Oder spielt sie Theater? Ist die 24-Jährige, die sich so treuherzig und naiv gibt, in Wirklichkeit seine Komplizin?

Bald wird das Verfahren gegen sie eingestellt. Die Polizei schließt aus, dass sie an Verbrechen beteiligt war. Dafür verkündet der Regierungskriminalrat, der die Ermittlungen leitet, bereits Anfang Mai 1970, dass Arwed Imiela als Mörder „überführt“ sei und das ganze Verfahren nur mehr „ein Aktenfall“.

Dabei ergeben sich erst wenige Tage später Indizien darauf, wer die beiden Frauen sind, die in der Ludergrube gefunden wurden. An der Wirbelsäule einer der Toten weisen Fachleute eine seltene Abnutzung an der Oberkante des vierten Lendenwirbels nach. Der Hausarzt von Ilse Evels gibt zu Protokoll, dass bei seiner Patientin genau dieser Befund vorgelegen habe. Die Oberstaatsanwaltschaft schließt daraus: Bei den Toten aus der Grube handle es sich um Ilse und Urte Evels, obwohl die Körperteile der zweiten Leiche noch nicht eindeutig identifiziert wurden. Von den Leichen von Annemarie Schröder und ihrer Mutter Anna-Maria Kieferle fehlt weiterhin jede Spur. Bis zum Prozessbeginn zweieinhalb Jahre später wird Arwed Imiela dabei bleiben, dass alle vier Damen, deren Gelder er verwalte, auf Weltreise weilen.

Die Anklage lautet: vierfacher Mord – obwohl zwei Leichen fehlen. Vom ersten Tag an ist der Saal überfüllt. Wegen Einsturzgefahr muss einmal sogar die Empore geräumt werden. Verteidigt wird Imiela von einer Frau. Der Prozess wird von einer Richterin geleitet. Auf den Zuschauerbänken drängen sich ebenfalls vor allem Frauen.

In der Pose eines Menschen, der schon immer von Fotografen verfolgt wurde, nimmt Arwed Imiela, inzwischen 43 Jahre alt, das Blitzlichtgewitter hin. Er betritt den Gerichtssaal stets perfekt gekleidet: Maßanzug, weißes Hemd, Krawatte, Aktenmappe unterm Arm. Er wirkt gelassen. Ein spöttisches Lächeln auf den Lippen. „Infolge der langen Haft bin ich nicht in der Lage, Erklärungen abzugeben“, informiert er die Richterin am ersten Verhandlungstag.

Immerhin, er liefert einige Eckdaten zu seiner Biografie: Am 7. Oktober 1929 wurde er unweit von Köslin in Pommern geboren. Als er sechs Jahre alt war, verließ sein Vater die Familie. Die Mutter ließ ihn keine höhere Schule besuchen. Er begann eine Verwaltungslehre in Berlin. Während des Krieges kam er in ein Wehrertüchtigungslager, später in ein Arbeitslager in Polen, so erzählt er es. „Mein Lebenslauf selbst ist kein Schmuckblatt“, sagt er in Lübeck vor Gericht und fügt hinzu: „Weder für mich noch für die Gesellschaft.“ Auf die Frage, ob Vorstrafen vorliegen, antwortet er mit Ja.

Bereits um 1946, noch keine 18 Jahre alt, legte er sich falsche Papiere zu. Er nannte sich nun Detlev-Klaus Holm-Menhardt, hatte Abitur und sogar bereits einen Uni-Abschluss als Lehrer. Name und Vita suggerierten Wohlstand und Bildungsbürgertum. Wahrscheinlich hat er sich künstlich die Identität geschaffen, die ihm seinen Neigungen und seiner Intelligenz angemessen erschien. Seine erste Frau war bei der Heirat gerade einmal 15 Jahre alt. Um 1950 gründete er ein Unternehmen, das mit dem Slogan „Tausend erstklassige Chancen zu vergeben“ lockte – und die Kunden um ihr Geld brachte. Im August 1952 flog seine falsche Identität auf. Wegen Urkundenfälschung und Betrugs wurde er zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Während dieser Haftstrafe entdeckte Imiela die Astrologie – und damit ein lukratives neues Geschäftsfeld für die Zeit nach seiner Entlassung.

Der Prozess gegen Imiela am Gericht in Lübeck wird sich über fast acht Monate hinziehen. 250 Zeugen und 20 Sachverständige werden befragt, 41 dicke Ordner mit insgesamt mehr als 10.000 Seiten angelegt. Es ist ein reiner Indizienprozess, einer der größten seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Und solche Verfahren sind heikel, denn die Beweislage ist häufig dünn. Auch in diesem Fall: Ja, es wurden zwei tote Frauen identifiziert, die zuvor von Imiela um ihr Geld gebracht worden waren. Sie wurden in der Ludergrube gefunden, die er hat ausheben lassen. Aber einen möglichen Tatort oder eine Tatwaffe konnten die Ermittler nicht finden. Und die Leichen zweier weiterer Frauen, wegen deren vermeintlicher Tötung er angeklagt wurde, wurden nirgends gefunden.

Je länger der Prozess dauert, desto deutlicher wird zumindest, wie skrupellos Imiela mit Frauen umging. Da ist etwa eine Zeugin, eine Näherin aus dem westfälischen Geseke. Eines Tages, vor etwa 15 Jahren, habe es unvermittelt ⟶

stern crime Montage: Fotos: Peter Timm/Ullstein Bild (2)

bei ihr geklingelt, erzählt sie. Der Mann vor der Tür stellte sich als Arwed Imiela vor, ein Strickwarenvertreter. Kurz darauf sagte er: „Ich bin auf dem besten Wege, mich in Sie zu verlieben." Eigentlich hatte die Zeugin ihm nur eine Jacke abkaufen wollen. Stattdessen schlief sie mit ihm. Nur einmal, wie sie betont, denn er „wollte Liebe auf eine ganz bestimmte Weise", die ihr missfallen habe. Dennoch hätte sie ihn gern geheiratet. Aber er habe sie bald verlassen. „Er sagte mir, dass er nur noch ein Jahr zu leben habe. Er wolle mich nicht zur jungen Witwe machen."

Imielas erste Ehefrau wird in den Zeugenstand gerufen: Sie war Ende der 1940er-Jahre, mit knapp 16, gerade Mutter geworden. Das Kind war nicht von Imiela. Er habe ihr gesagt, man könne ein Baby leicht töten: „Man schiebt nur eine Nadel durch die Kopfhaut." Sie habe sich große Sorgen gemacht. Zumal Imiela das Baby gelegentlich in die Luft geworfen habe. Er habe es allerdings auch immer wieder aufgefangen.

Arwed Imielas Verteidigerin springt für ihn in die Bresche. „Könnte es nicht sein, dass Herr Imiela das Kind aus Freude in die Höhe geworfen hat?", fragt sie. Die Zeugin denkt eine Weile nach. „Ja, das ist möglich." Weitere Befragungen ergeben, dass er das Kind sogar adoptieren wollte.

Auch Ilse Müssener, mit der er 18 Jahre verheiratet war, erscheint vor Gericht. Die Frau, die er Anfang 1970 gebeten hat, nach Stockholm zu reisen, um sich beim Konsulat als Ilse Evels auszugeben. „In der Ehe ist er nie kleinlich gewesen", sagt sie. Trotz der Scheidung sei sie ihm noch immer gewogen. Auch Bekannte und Verwandte zeichnen ein mehrheitlich positives Bild: Freundlich, hilfsbereit und kinderlieb sei er. Nur manchmal vielleicht ein bisschen arrogant. Leute, die einer geregelten Arbeit nachgehen, habe Imiela als „schön dumm" bezeichnet.

Der einzige Zeuge, mit dem er direkt über das Töten von Menschen gesprochen haben soll, ist ebenfalls ein Betrüger: ein Büchsenmacher, der gerade eine Haftstrafe abgesessen hatte. Er gibt an, Imiela im Sommer 1968 besucht zu haben, um mit ihm über Jagdhunde zu plaudern. „Ich kann gar nicht verstehen, dass du dich ewig mit so kleinen Sachen befasst und dich einsperren lässt", habe der Astrologe zu ihm gesagt. Und: „Man müsste einen geplanten Mord machen, der etwas einbringt."

Doch was beweist das? Nur weil einer über das Morden redete, muss er es ja nicht unbedingt auch getan haben. Immerhin, manche Vorwürfe aus der Anklage lassen sich belegen: Als „zweifelsfrei gefälscht" bezeichnen drei Sachverständige alle Unterschriften auf Briefen, Schecks und Überweisungen, die zwischen Ende 1968 und Anfang 1970 angeblich von Annemarie Schröder und ihrer Mutter geleistet worden sein sollen. Zu einer Zeit also, als die vermuteten Mordopfer bereits verschollen waren. Just in diesem Zeitraum hat Imiela bis zu fünfstellige Summen aus dem Vermögen der verschwundenen Frauen auf seine Bankkonten überwiesen, insgesamt über 300.000 Mark.

Dazu kommen der Schmuck, die Möbel und die Nerzmäntel, die sich in Imielas Reinbeker Luxuswohnung fanden. Sie stammen eindeutig aus dem Besitz von Annemarie Schröder. Imiela behauptet, er habe sie geschenkt bekommen oder ihr günstig abgekauft. Als ihn Gerichtsreporter fragen, weshalb er nicht längst alles darangesetzt habe, den Mordverdacht gegen ihn zu entkräften, antwortet er: „Sie wissen doch, wie Gandhi gekämpft hat." Ein Ehrenmann wie er streite sich nicht, suggeriert er, sondern praktiziere gewaltlosen Widerstand.

Dass Imiela als Betrüger bestraft gehört, zeigt der Prozess in Lübeck schnell und eindeutig. Dass es plausibel ist, dass er den Tod von Ilse und Urte Evels verantwortet, ebenfalls. Aber: Ist es überhaupt sicher, dass auch Annemarie Schröder und ihre Mutter nicht mehr leben?

In den vergangenen Monaten trafen aus fernen Ländern Briefe der beiden an Imielas Adresse in Reinbek ein. Anfangs waren die Ermittler wie vor den Kopf gestoßen. Dann aber konnten sie nachweisen, dass der Angeklagte die Briefe vor seiner Verhaftung selbst verfasst haben muss, um ein Weiterleben der Verschollenen zu suggerieren. Die Schreibmaschine, die er für das Erstellen der fingierten Briefe benutzt hat, wurde in seiner Wohnung sichergestellt. Es besteht kein Zweifel, denn ein Buchstabe ist beschädigt. Wie Imiela es jedoch bewerkstelligte, dass die Briefe im Ausland für ihn eingeworfen wurden, bleibt unklar. Vielleicht hat ihm eine der Frauen geholfen, die ihn während der U-Haft im Gefängnis besuchten. Wahrscheinlich waren sie durch Zeitungsberichte auf den geheimnisvollen Verdächtigen aufmerksam geworden und wollten ihn kennenlernen. Einigen Verehrerinnen soll er während der Besuchszeit in der JVA die Zukunft vorausgesagt haben– anderen habe er sogar die Heirat versprochen.

Tatsache ist: Monatelang waren in Deutschland mehr als zwei Dutzend Ermittler im Einsatz. Über Interpol wurde auch in Schweden, Österreich, England und Kanada nach Annemarie Schröder und Anna-Maria Kieferle sowie möglichen weiteren Opfern Imielas gefahndet. Erfolglos. Der Justiz bleiben: die beiden Leichen aus der Ludergrube.

Zunächst hatte ausschließlich die Abnutzung eines Rückenwirbels bei Ilse Evels die Möglichkeit zur Identifizierung ihrer Leiche gegeben. Inzwischen konnten Gerichtsmediziner anhand von Röntgenaufnahmen auch bei ihrer Tochter „Strukturübereinstimmungen des Knochenbaus" nachweisen. Damit ist zumindest eines endgültig geklärt: Die beiden toten Frauen sind tatsächlich Ilse und Urte Evels. Die Untersuchung der Knochen erhärtete zudem den Verdacht gegen Arwed Imiela. Der Täter habe die Gliedmaßen nämlich äußerst geschickt vom Rumpf getrennt, was auf fachgerechtes Können schließen lasse, betont die Staatsanwaltschaft. Ein leidenschaftlicher Jäger wie Imiela, der mit dem Aufbrechen von Wild Erfahrung hat, kommt dafür infrage.



In Imielas Garage auf Fehmarn sichert die Polizei Blutspuren

stern crime Montage: Foto: Peter Timm/Ullstein Bild

Weiterhin unklar: der Tatort. Wo hat Imiela die beiden Frauen umgebracht? In seiner Wohnung im Sachsenwald-Hochhaus? Auf Fehmarn? Oder an einem anderen, unbekannten Ort? Dazu wird in Lübeck ein Taxifahrer befragt, der für Imiela öfter Besorgungen übernommen hat. Manchmal seien die Aufträge unkonventionell gewesen, erzählt er vor Gericht. Anfang Dezember 1969 gab die Funkzentrale Order: „Sofort 50 Meter Plastikfolie und 20 Plastiktüten besorgen." Zudem benötige der Stammkunde dringend fünf Bodenfliesen, „Größe 28 x 26 Zentimeter", sowie 50 Dosen Raumspray gegen Gestank.

Der Taxifahrer sagt aus, die Waren immer gern persönlich in der Wohnung im Sachsenwald-Hochhaus abgeliefert zu haben. „Imiela gab fürstliche Trinkgelder." An jenem Tag aber habe er seinen Augen kaum getraut. „Die ganze Küche war voller Blut. Der Fußboden und die Schrankwände bespritzt. Auf dem Boden lag ein großes, blutiges Hackbrett, mindestens 60 mal 50 Zentimeter groß." Imiela habe gesagt, er habe ein Reh geschlachtet. Einige Blutspuren hat Imiela nicht entfernen können: auf dem Boden des Badezimmers, unter neu verlegten Teppichfliesen im Flur sowie unter der Tiefkühltruhe in der Küche. Bei diesen Spuren schließen die Ermittler aus, dass es sich um Wildblut handeln könnte.

Im Kofferraum des weißen Opel Kadett von Ilse Evels, den Imiela häufig fuhr, entdecken Fahnder rostbraune Flecken. Menschenblut der Gruppe 0. Ilse Evels hatte Blutgruppe 0. Und: Nach dem Verschwinden der Frauen wurde Imiela in diesem Wagen auf Fehmarn gesehen. Es wird eng für den Sterndeuter.

Imiela sei ein „kaltblütiger Mörder", heißt es denn auch im Plädoyer der Staatsanwaltschaft vom 14. Mai 1973. Von „hemmungsloser, triebhafter Eigensucht" ist die Rede. Und: „Seine kriminelle Energie ist außergewöhnlich."

Ein forensischer Gutachter schätzt den Angeklagten anders ein: „Er besitzt keine vorgegebenen verbrecherischen Anlagen. Aggressive Verhaltensweisen liegen ihm fern", schreibt der erfahrene Psychiater, der an der Universität Hamburg lehrt. Auch abnorme sexuelle Motive – dass es Imiela erregt haben könnte, Frauen zu töten und ihre Leichen zu ⟶



Der Astrologe wird dem Haftrichter vorgeführt. Die Strafverfolger haben keinen Zweifel daran, dass er ein Mörder ist

zerstückeln – schließt er aus. Für das Verfahren besonders wichtig ist, dass der Gutachter zudem feststellt: „Er ist so normal wie die meisten anderen Menschen auch, voll zurechnungsfähig und voll verantwortlich im strafrechtlichen Sinne."

Mit Sicherheit weiß Imiela jedenfalls, dass es klug ist, jede Schuld abzustreiten. Denn würde er die Morde gestehen, gäbe es keine andere Möglichkeit als lebenslänglich. Bestreitet er dagegen alles, besteht vielleicht eine Chance auf Freispruch.

Seine Verteidigerin geht in die Offensive. Wieso sei immer von Mord die Rede? Wieso werde nicht auch Selbstmord oder ein Unfall in Erwägung gezogen?

Sie räumt zwar ein, gegen den Angeklagten spreche, dass er über den Verbleib der beiden Frauen keine Nachforschungen anstellte. Aber sei es nicht denkbar, dass er nur Zeuge ihres Todes wurde, daraus Kapital schlagen wollte – und die Leichen aus diesem Grund verschwinden ließ? Selbst die in seiner Wohnung vorgefundene Säge, mit der die Leichen von Urte und Ilse Evels nach Ansicht eines Sachverständigen „mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit" zerteilt wurden, belege nicht zwingend, dass er die Frauen auch getötet haben müsse.

Am Ende des Prozesses bricht Imiela sein Schweigen. Den Kopf leicht gesenkt, spricht er vor sich hin. Er versucht, das Verschwinden von Anna-Maria Kieferle und ihrer Tochter mit einem ominösen Spionagefall in Verbindung zu bringen. Ein Geheimagent soll beide Frauen auf dem Gewissen haben – und später Ilse und Urte Evels umgebracht haben.

Auch seine Verlobte beschuldigt er: Ulrike Roland sei dabei gewesen, als ihre Tante und ihre Cousine ums Leben kamen. Wahrscheinlich habe sie einen Profikiller angeworben. Zuvor habe sie Ilse Evels erpressen wollen, 30.000 Mark gefordert, um geheim zu halten, dass Urte ein außereheliches Kind sei. Der Erpressungsversuch sei wohl aus dem Ruder gelaufen.

Dann erzählt Imiela die Geschichte noch einmal anders: Ulrike habe ihm anvertraut, dass die Tante und Cousine in ihrer Gegenwart Selbstmord begangen hätten, sagt er. Mehr habe er nicht aus ihr herausbringen können. Irgendwann habe er nicht mehr nachgefragt.

„An diesen Händen klebt, so wahr ich Arwed Imiela heiße, kein Blut", sagt er in seinem Schlusswort. Die Richter glauben ihm nicht. Am 24. Mai 1973 wird er wegen vierfachen Mordes zu einer lebenslangen Gefängnisstrafe verurteilt. Zu viele Verdachtsmomente sprechen gegen ihn. Und ausschließlich er hat davon profitiert, dass Ilse und Urte Evels sowie Annemarie Schröder und Anna-Maria Kieferle starben – oder jedenfalls: verschwanden.

Doch was trieb ihn an?

Geld, Luxus, Anerkennung?

Mit Sicherheit genoss Arwed Imiela es, Menschen zu manipulieren und Macht über sie auszuüben. Vor Gericht wurde auch sein Elternhaus thematisiert. Unter seiner Mutter scheint er gelitten zu haben, sogar gegenüber der



Perfekt gekleidet erscheint Imiela bei Gericht. Erst schweigt er. Dann präsentiert er bizarre Theorien

Verlobten erwähnte er sie ausschließlich mit ihrem Nachnamen. Sein Vater wiederum verließ die Familie früh, und sein Stiefvater hatte eine „grobe Hand", wie der Astrologe sagte. Sollten Wut und Hass zentrale Motive für seine Verbrechen gewesen sein, hätte Arwed Imiela also genauso gut Männer als Opfer wählen können.

Wahrscheinlich gab etwas anderes den Ausschlag: Als erfahrener Jäger erkannte er, dass Frauen sich besser als Beute eignen. Um 1970 sind Frauen in Deutschland gleichsam noch Menschen zweiter Klasse und der Willkür von Männern weitgehend ausgeliefert. Will eine Frau arbeiten gehen, muss sie bis 1977 ihren Gatten um Erlaubnis bitten. Vergewaltigung in der Ehe steht noch nicht unter Strafe. Ein Mann wie Imiela kann Frauen leicht um den Finger wickeln, ausbeuten – und sogar töten.

Ende Mai 1973 wird Arwed Imiela in die Justizvollzugsanstalt Hamburg-Fuhlsbüttel überstellt. Noch immer ist er ein Charmeur, bekommt weiterhin häufig Besuch von Frauen. Am 3. Juni 1982 stirbt er im Alter von 52 Jahren an Herzversagen. Auf dem Friedhof Ohlsdorf wird er anonym beigesetzt. Bis zuletzt hat er kein Geständnis abgelegt. Das Verschwinden von Annemarie Schröder und Anna-Maria Kieferle ist bis heute ungeklärt.

Seine ehemalige Verlobte, Ulrike Roland, die er 1970 mit einer Pistole bedrohte und einen Abschiedsbrief verfassen ließ, wird einer Freundin noch im Jahr 2014 versichern: Gut möglich, dass Arwed Imiela viele Frauen nur ausgenutzt habe. Sie aber habe er wirklich geliebt. ●

stern crime Montage: Fotos: Ullstein Bild/dpa: Axel Carp/Bayerische Staatsbibliothek München

// asservat



In einem Labor wurden in den Resten der Mahlzeit Spuren vom Gift des Grünen Knollenblätterpilzes gefunden

DAS BEEF WELLINGTON

Sie lädt mehrere Verwandte zum Mittagessen ein und betet mit ihnen. Eine Woche später sind drei von ihnen tot.

Es soll ein ganz besonderes Essen werden. Sie hat es lange geplant, ein Rezept ausgesucht, teures Fleisch gekauft, es behutsam in Blätterteig gegart. Es ist der 29. Juli 2023, ein milder Samstagmittag am Rande der kleinen australischen Stadt Leongatha, nahe Melbourne. Erin Patterson, 48 Jahre alt, hat zum Mittagessen eingeladen und ein Beef Wellington für ihre Gäste zubereitet.

Die Eltern ihres Ehemannes Simon, von dem sie schon seit Jahren getrennt lebt, kommen zu Besuch. Mit ihnen, Gail und Donald Patterson, pflegt sie trotz der Trennung noch Umgang. Auch Gails Schwester Heather und ihr Ehemann Ian Wilkinson, der als Pastor in einer Nachbargemeinde arbeitet, haben die Einladung angenommen. Nur ihr Mann Simon Patterson hat kurzfristig abgesagt. Zu fünft sitzen sie jetzt am langen Esstisch, Patterson serviert das Beef Wellington, ein Rinderfilet im Blätterteigmantel mit Pilzfarce, dazu Kartoffelbrei und grüne Bohnen. Als alle aufgegessen haben, offenbart Erin Patterson ihrer angeheirateten Familie, warum sie heute in dieser ungewöhnlichen Runde zusammengekommen sind. Sie habe Krebs, erzählt sie. Wie solle sie das nur den beiden Kindern sagen? Gemeinsam betet die Familie für die Gesundheit von Erin Patterson. Dann verabschieden sie sich.

Rund eine Woche nach dem Mittagessen sind drei Menschen tot.

Gail und Donald Patterson, beide 70, sowie Heather Wilkinson, 66, sterben nacheinander, innerhalb weniger Stunden. Ian Wilkinson überlebt als einziger der Gäste.

Ihre Beschwerden sind zuerst harmlos, ähnlich einer Magen-Darm-Grippe. Als sie ins Krankenhaus eingewiesen wird, erzählt Heather Wilkinson den Ärzten vom Beef Wellington. Davon, wie köstlich es war. Und erinnert sich an etwas, das ihr merkwürdig vorkam: Das Essen der Gäste wurde auf grauen Tellern serviert. Nur Erin Patterson aß von einem orangefarbenen Teller. Heather Wilkinsons Organe beginnen da schon zu versagen.

Ein Polizist wird zum Haus von Erin Patterson geschickt, er fischt die Reste des Beef Wellington aus dem Müll, sie werden im Labor getestet. Die Untersuchungen bestätigen, was die Ärzte aufgrund der Symptome schon vermuten: Im Essen waren Giftstoffe, die auch in Grünen Knollenblätterpilzen vorkommen. Sie sehen Champignons zwar ähnlich und schmecken angenehm, aber sie sind so giftig, dass sie auf Englisch „Death Cap“ genannt werden, Todeskappe.

Während die vier Patienten noch um ihr Leben kämpfen, geht bei der Polizei ein Anruf ein. Ein Arzt berichtet von einem merkwürdigen Vorfall. Im Krankenhaus sei eine Frau wegen Schwindel und Durchfall vorstellig geworden: Erin Patterson, die Köchin des Essens, das vier andere Menschen so krank gemacht hat. Er habe sofort Alarm geschlagen und sie aufgeklärt, sie könne an einer lebensbedrohlichen Pilzvergiftung leiden. Trotz der eindringlichen Warnung entlässt sie sich aber nach fünf Minuten selbst. Als hätte sie keine Sorge, krank zu sein.

Die Polizei beginnt zu ermitteln. War die Vergiftung nur ein Versehen? Oder könnte Erin Patterson ihre Gäste gezielt getötet haben? Australische und inter-

nationale Medien stürzen sich auf den ungewöhnlichen Fall. Schnell belagert die Presse das hellgraue Haus, in dem Patterson mit Sohn und Tochter wohnt. Vor der Tür spricht sie mit den Journalisten, weint bitterlich vor den Kameras. „Ich habe nichts getan", beteuert sie. „Ich habe sie geliebt." Für die Ermittler aber ist Erin Patterson eine Verdächtige. In Befragungen gibt sie an, sie habe für das Beef Wellington frische Pilze verwendet, aber auch getrocknete, die sie in einem asiatischen Supermarkt gekauft habe. Mitarbeiter der Gesundheitsbehörde suchen Asia-Läden in der Umgebung nach den Pilzen ab. Aber sie können sie nicht finden.

Am 5. August durchsuchen Polizisten Erin Pattersons Haus nach Hinweisen. Sie stellen mehrere Handys und Computer sicher. Es sind aber ein paar Seiten Papier, die ihre Aufmerksamkeit besonders erregen: die Bedienungsanleitung für einen Dörrautomaten, mit dem man Lebensmitteln die Feuchtigkeit entziehen und sie trocknen kann. Noch am Tag der Durchsuchung laden die Ermittler Patterson zum Verhör. Sie sitzt den beiden Beamten ruhig gegenüber, blinzelt oft, trinkt aus einem Pappbecher. Als sie ihr mitteilen, dass Heather Wilkinson und Gail Patterson nicht überlebt haben, bleibt Patterson regungslos. Ob sie schon einmal Pilze gesammelt habe? Noch nie, antwortet Patterson. Die Ermittler sprechen sie auf die Bedienungsanleitung an. Einen Dörrautomaten besitze sie nicht, behauptet Patterson. Vielleicht habe sie mal vor Jahren einen gehabt.

In diesem Moment wissen die beiden Polizisten, dass Erin Patterson sie anlügt. Denn sie haben die Aufnahme einer Überwachungskamera vom 2. August. Auf ihr sieht man, wie Patterson in ihrem roten Auto auf das Gelände eines Recyclinghofs fährt. Sie steigt aus und wirft etwas in einen Container für Elektroschrott. Es ist ein Dörrautomat, den die Polizei zwei Tage später sicherstellt. Genau das Modell, für das sie eine Bedienungsanleitung in Pattersons Haus gefunden haben.

Die Polizei durchsucht die beschlagnahmten Geräte nach weiteren Spuren. Ihnen fällt auf, dass Patterson in einem Internetforum immer wieder nach Sichtungen des Knollenblätterpilzes in ihrer Umgebung gesucht hat. Die Funkdaten ihres Handys liefern einen weiteren Hinweis: Wenn jemand in dem Forum Fotos der hochgiftigen Pilze postete, dann besuchte Patterson deren Standorte wenig später. Außerdem finden die Ermittler ein Foto auf ihrem Tablet, das den Dörrautomaten zeigt. Auf ihm liegen Pilze, die wie der Grüne Knollenblätterpilz aussehen. Spuren dieses Pilzes lassen sich auf dem sichergestellten Dörrautomaten nachweisen.

Die Ermittler haben nun genug Indizien. Erin Patterson muss die Grünen Knollenblätterpilze gesammelt, getrocknet und ins Essen ihrer Gäste gemischt haben, um sie zu töten. In ihren



„Ich habe nichts getan", beteuerte Erin Patterson, Mutter von zwei Kindern, immer wieder

Krankenakten findet sich kein Hinweis auf eine Krebserkrankung. Die Polizei glaubt, dass sie die Krankheit als Vorwand für die Einladung erfunden hat, um auch ihren Ex-Mann an den Tisch zu bringen. Um nicht selbst vergiftet zu werden, habe sie ihre Portion auf einem orangenen Teller serviert. Das graue Geschirr entsorgte sie anschließend.

Am 2. November 2023 wird Erin Patterson verhaftet.

Was fehlt, ist ein klares Motiv, das auch die Staatsanwaltschaft Erin Patterson nicht nachweisen kann. Aber sie sieht Hinweise in ihrer zerrütteten Beziehung zu Simon Patterson. Seit 2015 ist die Ehe endgültig gescheitert. Sie gehen damals freundlich miteinander um, teilen das Sorgerecht für die Kinder, fahren gemeinsam in den Urlaub. Das ändert sich aber 2022, als sie sich um Unterhaltszahlungen streiten. Patterson ist wütend, fühlt sich von der Familie isoliert. In der Zeit ist sie in einer True-Crime-Gruppe auf Facebook aktiv. Dort schreibt sie, die Familie sei ein „hoffnungsloser Fall", Simon ein „Versager", sie wolle nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Patterson habe zwei Gesichter gehabt, argumentiert die Staatsanwältin. Erin Patterson selbst entgegnet, sie habe keinen Grund gehabt, ihrer Familie wehzutun.

Der Prozess gegen die mutmaßliche Giftpilz-Mörderin wird zu einem öffentlichen Spektakel. Patterson bestreitet, einen Mord geplant zu haben. Den Dörrautomaten habe sie in Panik entsorgt; aus Angst, fälschlicherweise unter Verdacht zu geraten und das Sorgerecht für ihre Kinder zu verlieren. Ihre Verteidigung betont, Patterson habe zwar gelogen, das mache sie aber nicht zur Mörderin. Auch für den Umstand, dass Patterson selbst nicht krank wurde, hat sie eine Erklärung: Sie habe nach dem Familienbesuch zu viel Kuchen gegessen und sich danach übergeben. Patterson habe schon als Jugendliche mit Bulimie und Fressattacken zu kämpfen gehabt.

Zum ersten Mal wird die Verkündung eines Urteils live im australischen Fernsehen ausgestrahlt. „Manche Morde geschehen ohne ersichtlichen Grund. Die Motive für solche Morde sind nur dem bekannt, der sie begangen hat", sagt der Richter an Patterson gerichtet. Doch die vielen Indizien reichen ihm. Erin Patterson wird wegen Mordes in drei Fällen und versuchten Mordes in einem Fall zu 33 Jahren Haft verurteilt. Bei ihrer Entlassung wäre sie 82 Jahre alt. Sie beteuert weiterhin ihre Unschuld und hat Berufung gegen das Urteil eingelegt. Im August soll erneut verhandelt werden. Ian Wilkinson, der als Einziger das vergiftete Beef Wellington überlebt hat, wundert sich heute noch, wieso Erin Patterson ihn und die anderen mutmaßlich umbringen wollte: „Auf mich wirkte sie ganz normal. Als wir uns kennenlernten, war die Stimmung freundlich. Wir hatten nie Streit und nie eine Auseinandersetzung." ●

Alana Tongers

Fotos: SUPREME COURT OF VICTORIA/AFP; James Ross/AAP Image via AP

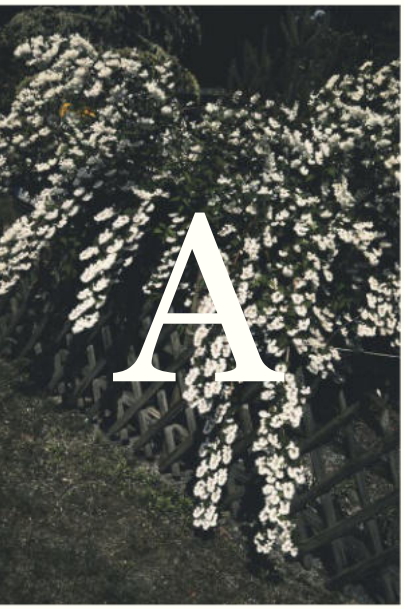


Die Rache des Züchters

VON **NOAH KOHN** FOTOS **JONAS GÖTZ**

Der Prinz habe ihm alles genommen, meint er. Jetzt nimmt er es ihm auch.





Als es an der Haustür klingelt, sitzt Sabine Sammann gerade im Esszimmer, es duftet nach dem Kaffee, den sie aufgesetzt hat. Draußen wird es dunkel. Es ist Dienstag, der 28. Dezember 2021, ein trüber Nachmittag. Sammann öffnet die Tür.

Vor ihr steht eine Frau. Sie presst die Hände zusammen wie zum Gebet.

„Bitte helfen Sie mir!“

Die Frau scheint in ihren Fünfzigern zu sein, dunkelbraunes Haar, currygelber Pullover. Sabine Sammann hat sie noch nie zuvor gesehen. Im ersten Moment, so wird sie es später erzählen, hält sie sie für eine Bettlerin.

„Was ist denn?“

„Ich komme von drüben, von Hannelore*“, sagt die Frau. „Das tut so weh“, sagt sie noch. Und dann: „Drüben wird geschossen.“

Jetzt bemerkt Sammann das Blut. Es rinnt der Frau übers Gesicht, den Hals hinunter. Sammann führt die Frau ins Haus, ruft ihrem Mann, der auf der Couch liegt und fernsieht, zu: „Wähl den Notruf!“

Sie holt Handtücher aus dem Badezimmer, greift nach dem roten Verbandskasten im Regal, legt die Frau zwischen Küche und Esszimmer auf den Boden. Jetzt sieht sie auch die Löcher. Eines vor dem linken Ohr. Eines am Hinterkopf.

Sammann, damals 49, ist eine kleine und kernige Frau ohne Berührungsängste. Sie arbeitet als Betreuungskraft in einem Pflegeheim, medizinisch ausgebildet ist sie nicht. Trotzdem weiß sie, dass sie handeln muss. Die Frau darf nicht zu viel Blut verlieren. Sammann drückt Handtücher auf die Wunden, legt einen Druckverband an, redet der Frau zu: „Bleiben Sie bei mir. Hilfe kommt gleich.“

Während Sammann versucht, die Blutung zu stoppen, beginnt die Frau bruchstückhaft zu erzählen. Das Haus nebenan. Ein Mann. Schüsse.

Was genau nur wenige Minuten zuvor geschehen ist, lässt sich aus einem Urteil des Landgerichts Verden und den Schilderungen von Annette Marquardt rekonstruieren. Die ermittelnde Staatsanwältin beschreibt es in einem Buch**, das auch diesen Fall behandelt.

Etwa gegen 16.30 Uhr blickt Rabea Linz* an diesem Dienstag aus dem Fenster und raucht. Linz, 53, ist zu Besuch bei ihrer Cousine Hannelore, die hier, im Dörfchen Fischerhude, nicht weit entfernt von Bremen, in einem alten Fachwerkhaus lebt. Es sieht aus wie ein Postkartenmotiv: rote Ziegelsteine, tannengrüne Fensterläden, geschnitzte Pferdeköpfe am Dachgiebel und ein Rosenbogen über der Eingangspforte. Direkt hinter dem Garten windet sich das Flüsschen Wümme durch die Wiesen. Es rauscht unentwegt und überdeckt das Brummen der Autos auf der nahe gelegenen Landstraße.

Hannelore Weber*, eine selbstbewusste und im Dorf beliebte 73-Jährige, wohnt hier schon seit Jahrzehnten. Gemeinsam mit ihrem Sohn Richard Weber*, 56, einem ruhigen Mann, der immer freundlich grüßt. Er hat eine kleine Einzimmerwohnung hinter der Diele. Beide sind über die Weihnachtstage krank geworden, ein Magen-Darm-Virus. Deshalb ist Rabea Linz gekommen. Sie kauft Zwieback und Tee für die beiden und kocht. Jetzt hat sie etwas Pause. Hannelore hat sich wieder schlafen gelegt, Richard hat sich zurückgezogen. Linz zieht an der Zigarette.

Da fällt ihr ein Mann auf. Er kommt durch den Garten auf die Haustür zu. Er trägt einen schwarzen Ledermantel. Linz öffnet die Haustür und geht ihm entgegen.

Wollen Sie zu uns?

Er wolle zu Richy, antwortet der Mann.

Richy ist Richard Webers Spitzname. Der Fremde scheint die Familie zu kennen.

Der Mann sagt, die Hunde der Webers seien leider eben durch die Gartenpforte ausgebüxt, als er eingetreten sei. Linz bittet den Mann deshalb zunächst hinein, dann zieht sie sich eine Jacke über, läuft hinaus auf die Straße, ruft nach den Hunden, minutenlang, doch die Tiere kommen nicht zurück. Sie beschließt, Richard nach Rat zu fragen.

Als Linz wieder das Haus betritt, trifft sie den Besucher in der Diele. „Wo ist Hannelore?“, fragt er. „Die schläft, die ist krank“, antwortet Linz. Sie dreht sich um, schließt die Tür, damit nicht auch noch die Katzen abhauen. Dann wendet sie sich wieder dem Mann zu.

Da blickt sie in den Lauf einer Pistole mit Schalldämpfer.

Sie spürt am Kopf einen heftigen, heißen Stoß. Sackt an der Tür zusammen. Dann verliert sie das Bewusstsein.

Sekunden vergehen, vielleicht Minuten. Dann kommt Linz wieder zu sich. Der Mann ist noch da. Er tritt ihr gegen das Knie. Sie hält den Atem an. Bloß nicht bewegen. Bloß keinen Laut. Linz ist sicher: Wenn er merkt, dass sie noch lebt, tötet er sie. Der Mann entfernt sich. Linz hört Schüsse, dumpf und leise.

Sie zieht sich hoch, taumelt zur Haustür, hinaus, rüber zu den Nachbarn. Zu den Sammanns. Und klingelt.

Spezialkräfte der Polizei treffen ein, sie tragen Maschinenpistolen, so wird sich Sabine Sammann später erinnern. Insgesamt 60 Beamte werden im Lauf des Abends im Einsatz sein. Der Tatort wird weiträumig abgesperrt. Noch, vermutet die Polizei, könnte der Täter im Nachbarhaus sein. Wie er aussieht, hat ihnen Rabea Linz beschrieben, bevor Rettungskräfte sie in die Klinik gebracht haben: groß, schwarzer Ledermantel, über 50 Jahre alt.

Die SEK-Beamten fragen Sammann, wie das Nachbargrundstück aufgebaut ist, vor allem der nicht einsehbare Teil. Sie wollen es stürmen.

Fischerhude ist ein Künstlerdorf, viele Häuser hier wurden schon gemalt. Und tatsächlich hat Sammann ein Gemälde, auf dem das Bauernhaus von Hannelore und Richard Weber abgebildet ist. Sie zeigt es den Polizisten, erklärt, welche Zimmer wo liegen, schließlich war sie schon oft bei den Webers. Dann klettern die Spezialkräfte aus Sammanns Badezimmerfenster und dringen von hinten in das Nachbarhaus ein. ⟶

*Namen von Opfern, Angehörigen und Täter geändert; **„Ermittlungen hinter dem Deich“, Kohlhammer, 286 S.

Eines Tages taumelt eine Frau aus dem Fachwerkhaus. Sie hat Schreckliches zu berichten



Die Straßen von Fischerhude. Seit Jahrhunderten werden im Umland Pferde gezüchtet



Sie finden zwei Tote: Richard Weber liegt vor seinem Sofa, fünfmal wurde ihm in Oberkörper und Kopf geschossen. Hannelore Weber wird mit angewinkelten Beinen in ihrem Bett aufgefunden. Auch ihr wurde in den Kopf geschossen.

Sabine Sammann beobachtet den Einsatz von ihrem Haus aus. Zwei Polizistinnen kümmern sich um sie, doch Sammann will nur wissen: „Haben die den? Haben die den?“ Nein, sagen die Beamtinnen. Der Täter ist fort.

Einst lebten in Fischerhude nur Bauern und Fischer. Dann, Ende des 19. Jahrhunderts, entdeckten Maler wie Otto Modersohn und Fritz Overbeck die ursprüngliche Landschaft für sich, deren Flussarme jeden sanft umarmen, der ankommt. Viele Künstlerinnen und Künstler folgten. Sie malten die Felder und Eichen, die Höfe, in denen die Dorfbewohner seit Generationen lebten.

Bis heute ziehen sich gepflasterte Wege zwischen alten Fachwerkhäusern hindurch, auf den Wiesen grasen Pferde, der süßliche Geruch von Heu liegt in der Luft. Es gibt kleine Cafés mit selbst gebackenem Kuchen, gemütliche Wirtshäuser, Galerien, Kunsthandwerk. Fischerhude, mit seinen rund 3500 Bewohnern, ist ein Idyll für Spaziergänge und Sonntagsausflüge vor den Toren Bremens, das das Schlechte der Welt vergessen lässt. Eigentlich.

Heute, mehr als vier Jahre nach den brutalen Morden, sagt ein Dorfbewohner, er könne noch immer nicht fassen, wie so etwas in Fischerhude passieren konnte. Dass hier geschossen werde, sagt ein anderer, das kenne man sonst nur von der traditionellen jährlichen Entenjagd. Damals habe auch er sich gefragt: Wer ist zu solchen Taten fähig?

An jenem Abend, an dem ein Mann den Tod nach Fischerhude gebracht hat, nähert sich eine Frau den Polizisten, die den Tatort absperren. Julia Berger* sagt, sie glaube, ihr Ex-Partner habe etwas mit der Sache zu tun. Als sie gefragt wird, ob er einen schwarzen Ledermantel besitze, antwortet sie: „Woher wissen Sie das?“

Klaus Tiede*, 64, Bauchansatz und graues Haar, genießt es, von seinem Aufstieg zu erzählen. Manchmal spricht er dabei sogar von sich in der dritten Person. Ein Bekannter wird später über ihn sagen: Tiede habe ihn an einen Typen aus dieser alten Sparkassen-Werbung erinnert. In der Werbung sitzen sich zwei Männer in Anzügen in einem Restaurant gegenüber, sie prahlen, knallen Fotos auf den Tisch und überbieten sich mit dem, was sie erreicht haben: mein Haus, mein Auto, mein Boot. Meine Pferde. Meine Pferdepflegerinnen.

Dabei beginnt Tiedes Leben ganz anders. Der Vater fährt Lastwagen, die Mutter arbeitet bei der Post. Zunächst besucht er die Grundschule, später eine Förderschule, die er ohne Abschluss verlässt. Eine Lehre zum Schlosser bricht er ab. Danach arbeitet er in einer Edelstahlfirma, fährt zur See und steigt irgendwann selbst in den Edelstahlhandel ein.

Er ist selbstbewusst, durchsetzungsstark. So baut er ein erfolgreiches Unternehmen auf. 2006 verkauft er es an chinesische Investoren. Für zehn Millionen Euro.

Mit diesen Millionen erfindet er sich neu. Er erwirbt, nur ein paar Kilometer von Fischerhude entfernt, eine große Hofanlage und baut sie nach und nach zu einer Reitanlage mit Hannoveraner-Zucht aus.



Niedersachsen trägt ein springendes Pferd im Wappen, seit Jahrhunderten werden auf den sandigen Böden der Region Pferde gezüchtet. Manche Blutlinien lassen sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Hier gehört das Pferd zur Landschaft wie die Backsteinhöfe und Weiden. Hannoveraner, athletische Warmblüter, wurden ursprünglich auf Äckern und beim Militär eingesetzt. Heute sieht man sie auf der olympischen Bühne als Dressur-, Spring- und Vielseitigkeitspferde. Es sind majestätische Tiere, mit langem Hals und riesigen Augen. Wer sich geschickt anstellt, kann mit ihnen reich werden.

Das weiß Tiede. Aus dem Edelstahlhändler wird ein Pferdezüchter, aus dem Selfmade-Unternehmer ein Mann, der sich als Gutsherr inszeniert. Und der sich in der Szene schnell einen Namen macht. „Ein großer Mann, den übersah man nicht“, erinnert sich eine Sprecherin des Hannoveraner Verbands an Tiede. Einer, der große Leidenschaft für die Tiere mitgebracht habe. „Er hatte ein gutes Auge für Fohlen und junge Pferde.“

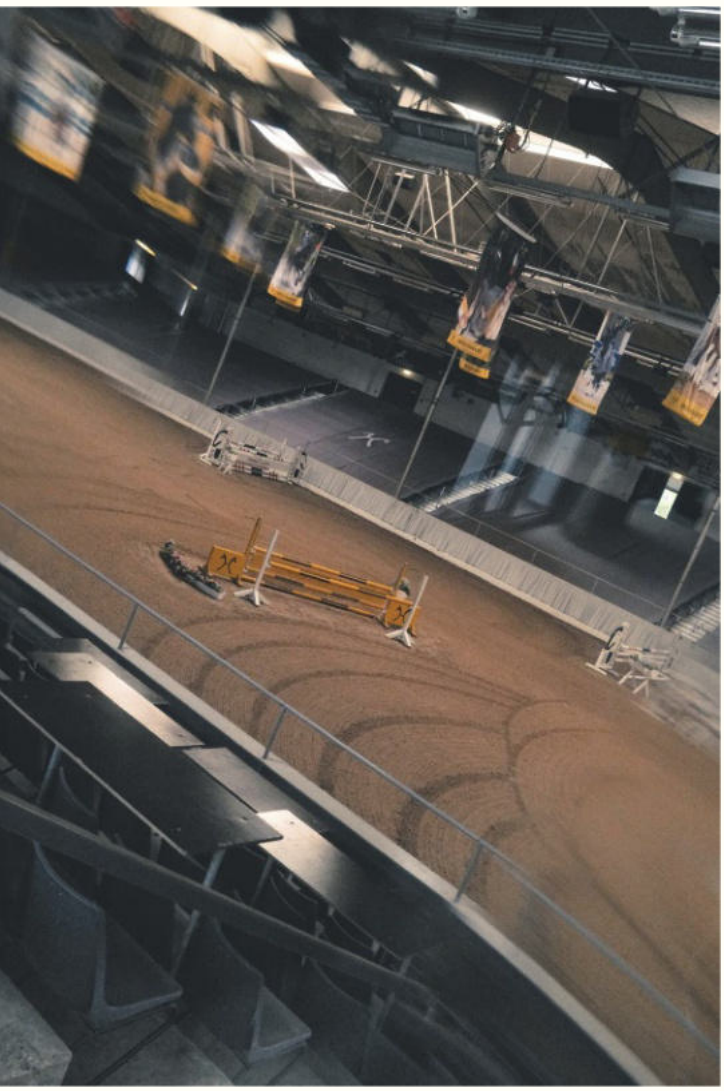
Eines erwirbt Tiede für 8500 Euro, ein paar Jahre später verkauft er es für 200.000 Euro. Als Dressurpferd nimmt es mit einer bekannten deutschen Reiterin erfolgreich an internationalen Wettkämpfen teil.

Nach einem Jahr kommt eine Frau auf das Gestüt von Tiede. Julia Berger. Als Bereiterin trainiert und pflegt sie die Pferde. Sie ist 27 Jahre jünger als Tiede, aber Tiede ⟶



Einst kamen Maler in diesen Ort an der Wümme, weil sie die Natur schätzten. Im Jahr 2021 kommt einer, der töten will. In der Nähe der Brücke fallen Schüsse. Unklar bleibt zunächst: warum?





ist charmant. 2011 beginnen sie eine Beziehung. Kurz darauf wird sie schwanger, das Paar bekommt einen Sohn, dann eine Tochter.

Teure Urlaube und Partys gehören zu Tiedes Leben. Er lädt Gäste auf seine Reitanlage ein und prahlt mit dem, was er sich aufgebaut hat. Bekannte werden später sagen, Tiede sei ein Großkotz gewesen. Er habe ihnen das Gefühl gegeben, er sei etwas Besseres. Entweder habe man „Millionen oder nichts".

Mit den Jahren bekommt die Erfolgsgeschichte Risse. Der Lebensstil und das Gestüt verschlingen Geld, Tiede ist als Züchter letztlich zu unerfahren, die Schulden wachsen. Das Finanzamt fordert eine massive Steuernachzahlung. Tiede kann seine Verbindlichkeiten nicht mehr bedienen, das Gestüt soll zwangsversteigert werden.

Tiedes märchenhafte Welt gerät ins Wanken. Doch dann taucht – wie im Märchen – ein Mann auf, der ihn retten wird. Ein Prinz.

Bis in die Nacht fahnden Polizisten im Dezember 2021 nach Tiede. Sie setzen Spürhunde ein und suchen mit einer Drohne aus der Luft. Sie finden: nichts.

Doch dann stellt sich am nächsten Morgen ein Mann von stattlicher Statur bei der örtlichen Polizeidienststelle. Er wirkt schläfrig und schwach. Er sagt, er sei der, der gesucht werde. Es ist Klaus Tiede. Er sagt, er sei kein Mörder.

Da es ihm gesundheitlich nicht gut zu gehen scheint, wird er ins Krankenhaus gebracht. Als die Beamten ihn dort in seinem Einbettzimmer vernehmen, möchte er nichts weiter sagen. Ihm wird der Haftbefehl verkündet. Die Mordkommission sichert eine Videoaufzeichnung aus einem Nachbardorf von Fischerhude. Darauf ist zu sehen, wie Klaus Tiedes roter Mercedes samt Anhänger am Tattag in Richtung des Fachwerkhauses der Webers fährt. Mitte Januar 2022 durchsucht die Polizei ein Grundstück, das einem Freund von Tiede gehört. In einem Schuppen finden sie den Anhänger.

Ein Sprengstoffspürhund schlägt an. In der hintersten Ecke des Schuppens, verborgen unter anderen Gegenständen, finden die Ermittler einen Koffer. Darin liegen eine slowenische Pistole, ein abgeschraubter Schalldämpfer und zwei Magazine. An Waffe und Schalldämpfer sichern die Beamten Blutspuren. Ein Gutachten des Landeskriminalamts kommt zu einem eindeutigen Ergebnis: Das Blut stammt von Richard Weber. Sie haben die Tatwaffe.

Kurz darauf wird Rabea Linz zur Polizeidienststelle gebeten. Drei Wochen war sie in stationärer Behandlung im Krankenhaus. Sie hat den Kopfschuss überlebt, weil die Kugel einen Knochen hinter ihrem Ohr traf, an Wucht verlor und abgelenkt wurde. Bei einer Gegenüberstellung soll sie nun den Schützen identifizieren. Sie schaut die Männer an, ist sich nicht sicher. Vielleicht sei er es gewesen, sagt Linz. Und zeigt auf Klaus Tiede.

Immer mehr spricht dafür, dass Tiede derjenige ist, der zwei Menschen hingerichtet hat. Aber was hat ihn zur Tat getrieben?

Einen Hinweis darauf finden Beamte der Mordkommission im roten Mercedes, mit dem Tiede zum Revier gefahren ist. Es ist ein handschriftlicher Brief, den Tiede an seine sechsjährige Tochter verfasst hat und den sie offenbar zum 16. Geburtstag öffnen soll. Aber am Ende des Briefs, nach der Abschlussformel, finden sich auch einige Sätze, die sich nicht an seine Tochter, sondern an jemand anderen richten. Sätze voller Hass.

Prinz Clemens* wurde nicht als Prinz geboren. Er wurde zum Prinzen, weil er in ein bekanntes deutsches Fürstenhaus einheiratete. Die Ehe war kurz, der Adelstitel blieb.

2019 sucht Prinz Clemens, damals 52, ein gut aussehender Mann, nach einem neuen Zuhause. Seine neue Partnerin erwartet ein Kind. Nach Jahren im Ausland, in denen er als Immobilienkaufmann sehr wohlhabend geworden ist, möchte er sich nun der Pferdezucht widmen. Er träumt davon, einen Ort zu schaffen, an dem die gesamte Familie leben, arbeiten und sich gegenseitig unterstützen kann. Vor allem aber möchte er wieder näher bei seiner Mutter Hannelore Weber und seinem ein Jahr älteren Bruder Richard leben. Und Richard erzählt ihm von einem Objekt bei Fischerhude, das zum Verkauf steht.

Der Prinz besichtigt den Hof von Klaus Tiede. Doch die Reitanlage passt nicht zu dem, was er sucht. Stattdessen ⟶



Unter den Pferdezüchtern in den Auktionshallen macht sich Selfmademann Tiede schnell einen Namen. Er will hoch hinaus

kauft er ein großes Gestüt, das in der Umgebung liegt. Mit Villa, prächtigen Nebengebäuden und Pool.

Auch wenn der Deal zwischen ihnen nicht zustande kommt – der Prinz und Tiede verstehen sich auf Anhieb. Sie halten Kontakt, grillen, rauchen und trinken. Gemeinsam mit ihren Partnerinnen feiern sie Silvester. Es entsteht eine tiefe Freundschaft.

Derweil verschlechtert sich die finanzielle Lage bei Tiede weiter, der Hof wird unter Zwangsverwaltung gestellt und verkauft. Das Geld landet bei der Bank, um Tiedes Schulden zu tilgen. Er, seine Partnerin Julia Berger und die beiden Kinder müssen im Oktober 2020 das Gestüt räumen. Nach Jahren im Luxus weiß die Familie plötzlich nicht einmal mehr, wo sie schlafen soll. Doch der Prinz bietet seine Hilfe an.

In einem Nebengebäude auf seinem Gestüt ist eine Maisonettewohnung. Eigentlich soll dort seine Mutter Hannelore einziehen. Aber auch sie hat Verständnis für die Not, in der sich Klaus Tiedes Familie befindet. So ziehen Tiede, Berger und die Kinder auf den Hof und bringen einige Pferde von ihrer Reitanlage mit.

Der Prinz verlangt keine Miete, bezahlt die Nebenkosten der Maisonettewohnung und den Unterhalt für die mitgebrachten Pferde. Gleichzeitig erhofft er sich, dass der erfahrene Pferdemann Tiede und die Bereiterin Berger ihm dabei helfen, auf dem pompösen Anwesen seine Zucht aufzubauen.

Für Tiede muss das Gestüt des Prinzen wie eine fremde Welt wirken. Hier geht es weniger um Effizienz oder Profit als um Familie. Verwandte gehen ein und aus. Mutter Hannelore, die oft zu Besuch ist, gilt als Oberhaupt, auch Bruder Richard hat Einfluss auf dem Hof, obwohl ihm keine feste Rolle zugewiesen ist.

Tiede fügt sich darin offenbar nur schwer ein. Anfangs, wenn der Prinz gerade geschäftlich in Berlin ist, soll Tiede noch die Angestellten koordinieren. Doch statt sich der familiären Philosophie des Hofes anzupassen, tritt er als harter Chef auf. Wer ihn kritisiert, erlebt einen aggressiven Mann.

Obwohl Tiede zu diesem Zeitpunkt längst kein eigenes Geld mehr hat, versucht er, seinen gewohnten Lebensstil weiterzuführen. Immer wieder bittet er den Prinzen um finanzielle Hilfe — und der hilft seinem Freund immer wieder aus. Hannelore und Richard warnen den Prinzen: Tiede nutze seine Gutmütigkeit nur aus. Doch er will davon nichts wissen.

Das Zusammenleben auf dem Gestüt wird zunehmend schwieriger. Immer mehr Angestellte beschweren sich über Tiede, er habe sie, so werden sie es später schildern „ständig herumkommandiert und kontrolliert". Für Tiede hingegen sind sie Menschen, die, so sagt er es, „nichts taugen und nichts können". Unterdessen drängt Hannelore Weber darauf, endlich selbst auf den Hof ihres Sohnes zu ziehen — in die Maisonettewohnung, in der Tiede mit seiner Familie lebt.

Weil Tiede keine Anstalten macht, sich selbst um ein neues Zuhause zu kümmern, sucht der Prinz nach einer Lösung. Anfang 2021 kauft er ein Haus in der Region, in das Tiede mit seiner Familie mietfrei einziehen soll. Weil Tiede erklärt, das Haus müsse erst saniert werden, leiht ihm der Prinz weitere 40.000 Euro. Als Absicherung vereinbaren die beiden, dass der Prinz einen Traktor und mehrere von Tiedes Maschinen einbehält.

Tiede organisiert die Arbeiten am Haus. Doch die Sanierung kommt nicht voran. Auch weil er einen Teil des Geldes auf die Seite schafft. Die Familie wohnt weiter auf dem Gestüt des Prinzen.

Im Sommer 2021 braucht Tiede wieder Geld. Er will mit seiner Familie nach Kroatien reisen, Freunde besuchen, den Schein wahren. Vor allem für seine Kinder soll es so aussehen, als sei ihr Vater noch immer der wohlhabende Mann von früher. Als der Prinz diesmal zögert, greift Tiede zu einer Lüge: Er leide an „Krebs im Endstadium", dies sei womöglich sein letzter Urlaub. Der Prinz glaubt das und gibt ihm 8000 Euro. Rund 3000 Euro gibt Tiede in Kroatien aus, den Rest behält er für sich.

Als er es trotzdem nicht schafft, seiner Tochter ein Geburtstagsgeschenk zu kaufen, reicht es seiner Frau. Julia Berger hat genug von den Geldsorgen, Abhängigkeiten und Streitereien. Tiede ist nicht mehr der Mann, in den sie sich verliebt hat. Sie trennt sich von ihm. Er sagt ihr, so erzählt es Berger später: „Wenn ich dich nicht mehr haben kann, dann kriegt dich auch kein anderer mehr."

Klaus Tiede, ein Mann, der sich nach ganz oben gearbeitet hat, der seinen Selbstwert aus Geld und Status zieht, befindet sich plötzlich im freien Fall. Alles, von dem er glaubt, dass es ihn ausmacht, hat er verloren. Die Millionen. Den Hof. Die Pferdezucht. Und nun auch die Familie.

Tiede ist nicht in der Lage, seine Fehler einzugestehen. So sagen es die, die ihn kennen. Fehler begehen in seiner Welt immer nur die anderen. Er, der Unfehlbare, scheint für seine Misere einen Schuldigen zu brauchen. Und er scheint auch jemanden gefunden zu haben. Nur so lassen sich die hasserfüllten Zeilen deuten, die die Ermittler im Brief an Tiedes Tochter lesen. Es sind Zeilen an Prinz Clemens.

„Du bist ein Schwein. Du fickst meine Frau und nimmst mir die Kinder … Ich hoffe, du leidest wie ein Hund … Schade, dass ich dich nicht auch erwischt habe."

Julia Berger, die sich im Sommer 2021 gerade von Tiede löst, findet Halt bei dem Mann, der ihre Familie seit Monaten unterstützt. Obwohl Prinz Clemens eine Partnerin und ein kleines Kind hat, beginnen Berger und er eine Affäre.

Die beiden werden das später bestreiten. Doch in Chatnachrichten, die die Ermittler auswerten, machen sie sexuelle Anspielungen. Er nennt sie „Schatz", „Süße" und „Engel". Ihren Kindern macht er Geschenke. All das, während Tiede, trotz der Trennung, weiterhin mit den Kindern und Berger auf dem Hof wohnt.

Allerdings fordert der Prinz nun, Tiede solle sich wegen des ständigen Streits von den anderen Hofbewohnern fernhalten. Mit knapp 100.000 Euro hat er Tiede schon ausgeholfen. Nun ist Schluss.

Heimlich bringt Tiede deshalb Anfang Dezember 2021 den Trecker und die Maschinen vom Gestüt, die er dem Prinzen als Absicherung für das Darlehen gegeben hat. Er lagert sie bei einem Freund, er will sie verkaufen. Doch der Diebstahl fliegt auf. Der Prinz versteht, dass Mutter und Bruder ihn zu Recht gewarnt haben. Die Freundschaft ist am Ende.

Am nächsten Tag stellt der Prinz Tiede in seinem Gestütsbüro zur Rede und fordert ihn auf, alles zurückzubringen, andernfalls werde er ihn anzeigen. ⟶

Tiede überlässt dem Prinzen einen Traktor und mehrere Maschinen als Sicherheit für ein Darlehen. Heimlich nimmt er aber alles wieder an sich



An den Füßen gefesselt betritt Tiede den Gerichtssaal. Zu den Morden in Fischerhude schweigt er



Er wirft Tiede vom Hof, spricht ihm ein Hausverbot aus.

Als Tiede kurz darauf seine Sachen aus der Maisonettewohnung holt, zittert er vor Wut. „Er sagte nichts, aber das ganze Gesicht war verzerrt“, wird Julia Berger später aussagen. Die Zähne aufeinandergebissen und mit Schaum vor dem Mund verlässt Tiede das Gestüt.

Nach Wochen in Untersuchungshaft will Klaus Tiede Ende Januar 2022 nun doch mit den Ermittlern sprechen. Er gibt zu, Hannelore Weber und Richard Weber erschossen zu haben. Die Aussage deckt sich mit den bisherigen Ermittlungen der Beamten zum Tathergang.

Doch dann sagt Tiede: Er habe im Auftrag des Prinzen geschossen.

Zwei Tage vor Heiligabend habe ihm der Prinz auf einem Feldweg in der Nähe des Gestüts die Waffe übergeben. Der Prinz habe ihm gesagt, wenn Tiede seine Kinder wiedersehen wolle, müsse er Hannelore und Richard Weber töten. Und Rabea Linz? Von deren Anwesenheit habe Tiede nichts gewusst. Er habe sie geschlagen und gedacht, sie wäre ohnmächtig, aber ganz sicher nicht bewusst auf sie geschossen.

Die Beamten sind überrascht. Haben sie etwas bei ihren Ermittlungen übersehen? Wieso sollte der Prinz seine Mutter und seinen Bruder töten lassen wollen? Alle Zeugen beschreiben das Verhältnis des Prinzen zu Mutter und Bruder als außergewöhnlich eng, beinahe symbiotisch. Sein Bruder Richard sei wie ein Zwilling für Prinz Clemens gewesen, seine Mutter Hannelore habe er „abgöttisch geliebt“.

Als die Polizisten den Prinzen mit dem Vorwurf konfrontieren, reißt dieser die Augen auf, beginnt hysterisch zu lachen. Wütend sagt er vor sich hin, dass Tiede „ein Schwein und wahnsinnig“ sei.

Im Juni 2022 beginnt in Verden der Prozess gegen Klaus Tiede. In Fußfesseln wird er von zwei Justizbeamten in den Saal gebracht. Er trägt ein türkisfarbenes Polohemd, eine weiße Atemschutzmaske, die silbergrauen Haare nach hinten gekämmt. Er setzt sich und schweigt zu den Vorwürfen.

Dass Tiede vom Prinzen angestiftet worden sei, hält die Kammer für unglaubhaft. Geradezu unlogisch: Warum sollte er einen Doppelmord begehen, um seine Kinder zu sehen, die er jederzeit außerhalb des Gestüts hätte treffen können? Mit dem Risiko, für lange Zeit ins Gefängnis zu kommen, wo ihm der Zugang zu seinen Kindern deutlich schwieriger würde? Hinzu kommt: Das Gericht findet kein Motiv aufseiten des Prinzen.

Es rekonstruiert die Wochen im Dezember vollkommen anders.

In den Tagen nach dem Rauswurf schläft Tiede bei einer Verwandten. Morgens steht er vor dem Gestüt des Prinzen, holt seine Kinder ab, bringt sie zur Schule und fährt sie am Nachmittag wieder zurück. Für einen Mann, der dort einst wohnte und das Sagen haben wollte, muss das eine tägliche Demütigung sein. Am Nikolaustag übergibt er seinen Kindern noch Geschenke, dann fährt er für einige Tage nach Slowenien. Ob er dort die Tatwaffe erwirbt, kann das Gericht nicht feststellen.

Damit Tiede gemeinsam mit den Kindern und seiner Ex-Partnerin Weihnachten feiern kann, bittet Julia Berger den Prinzen, für Heiligabend das Hausverbot auszusetzen. Der Prinz stimmt zu, aber nur unter der Bedingung, dass Tiede die entwendeten Maschinen und den Traktor zurück auf das Gestüt bringt. Tatsächlich kommt Tiede der Forderung nach und darf Heiligabend auf dem Hof verbringen.

Tiede ahnt, dass seine Frau mit dem Prinzen schläft, zumindest erzählt er Bekannten davon.

Er schenkt seinen Kindern Handys und Spielzeugwaffen, dann sagt er: „Papa wird bald für lange Zeit nicht mehr da sein.“ Zu Julia Berger sagt er: „Wo ich hingehe, höre ich auf zu rauchen, und um gesundes Essen mache ich mir auch keine Gedanken mehr.“ Tiede, davon ist das Gericht überzeugt, spricht hier vom Gefängnis.

Spätestens jetzt scheint in ihm ein Plan zu reifen: Wenn der Prinz ihm das Liebste nimmt, tut er ihm es gleich.

Am 28. Dezember 2021 fährt Klaus Tiede nach Fischerhude, erschießt die Mutter und den Bruder des Prinzen. Der zufällig anwesenden Rabea Linz schießt er in den Kopf.

Genau ein Jahr später, am 28. Dezember 2022, nach 31 Verhandlungstagen, verurteilt das Gericht Tiede wegen zweifachen Mordes und versuchten Mordes zu lebenslanger Haft. Zudem wird die besondere Schwere der Schuld festgestellt. Eine Entlassung nach 15 Jahren ist damit praktisch ausgeschlossen. Die Revision des Angeklagten wird verworfen.

An einem frühlingswarmen Februartag sitzt Sabine Sammann auf einem Holzhocker vor ihrem Haus. Sie trägt Crocs, Jeans, ein schwarzes Oberteil, gerade ist sie 54 Jahre alt geworden. Jener Dienstag im Dezember, an dem eine blutende Frau vor ihrer Tür stand, ist mehr als vier Jahre her. Doch sie kann ihn nicht vergessen.

„Ich habe damals in der Nacht kaum geschlafen. Mir ging die ganze Zeit durch den Kopf, was gewesen wäre, wenn der Mörder in unser Haus gekommen wäre.“ Sammann hält kurz inne. „Dann würde ich hier vielleicht auch nicht mehr sitzen.“ Die Angst ist geblieben. „Seit der Tat schließe ich immer die Haustür ab und ziehe abends die Gardinen zu“, sagt Sammann. „Weil ich mich nicht mehr sicher fühle.“

Dass ausgerechnet ihre Nachbarin Hannelore Weber und deren Sohn zu Opfern wurden, ist für Sammann bis heute schwer begreifbar. „So eine herzensgute Frau“, sagt sie. Sie hätten oft am Gartenzaun geplaudert. Sammann mochte Webers Herzlichkeit. Ihre Sprüche, wie: „Trink einen Korn, bring dich nach vorn.“

Als Sammann an Krebs erkrankte, fragte Hannelore Weber sie regelmäßig, ob sie ihr etwas Gutes tun könne. Als Webers Mann starb, half Sammann, die Beerdigung zu organisieren. Auch wenn es keine tiefe Freundschaft war: Die beiden Frauen konnten aufeinander zählen. In den Wochen nach der Tat zündete Sammann Kerzen vor dem Haus der Nachbarn an.

Ein halbes Jahr später, erzählt Sammann, habe sie die Frau wiedergesehen, der sie möglicherweise das Leben gerettet hat. Rabea Linz kam nach Fischerhude, um sich bei Sammann zu bedanken. Sie brachte Pralinen und Blumen mit. Gemeinsam saßen sie im Garten des Fachwerkhauses und tranken Kaffee. Sie dachten an Richard und ganz besonders an Hannelore – sie wäre an diesem Tag 74 Jahre alt geworden. ●

Foto: Sina Schuldt/picture alliance/dpa


SECRET


FEDERAL RESERVE NOTE
THE UNITED STATES OF AMERICA
EE 95112567 D
E5
TWENTY DOLLARS
CRIME

Wie Frank Bourassa mehr als 200 Millionen Dollar fälschte, war schon verrückt. Noch verrückter war, wie er damit davonkam.

VON **WELLS TOWER** PAPIERILLUSTRATION **WRK** FOTOS **SIMON ERATH**

Wenn man es genau nimmt, ist selbst ein internationaler Millionencoup größtenteils langweilige Drecksarbeit. Glaubt man Frank Bourassa, beruhte sein kriminelles Meisterstück auf einem einzigen Moment an einem eiskalten Morgen Anfang Dezember 2009. Er fror sich auf einem Parkplatz den Hintern ab und starrte durch ein Fernglas hinüber zum Hafen von Montreal. Die Lieferung, auf die er wartete, sah auf den ersten Blick so unspektakulär aus, wie eine Lieferung nur aussehen konnte: Kartons mit leerem Papier. Sonst nichts. Genau das, betete Frank innerlich, sollten die Zollbeamten auch sehen, falls sie die Kartons öffneten: leeres Papier.

Zwei Tage lang hatten seine Leute das Gelände observiert. Obwohl ihnen nichts Ungewöhnliches aufgefallen war, hatte Frank ein mulmiges Gefühl. Jeden Moment konnten wie aus dem Nichts Polizisten auftauchen und ihn festnehmen. Frank hatte allen Grund, paranoid zu sein. Denn genau so würde es später tatsächlich kommen – nur nicht an diesem Tag.

Als Frank spürte, dass die Zeit gekommen war, gab er seinem Fahrer grünes Licht, mit dem Lkw durch die Sicherheitsschranken in den Hafen zu fahren und die Lieferung abzuholen.

Kurz darauf rumpelte der Laster wieder vom Gelände. Frank, der das Ganze aus sicherer Entfernung beobachtete, war so aufgeregt, wie man es beim Anblick eines Lastwagens nur sein kann. Fast zwei Jahre hatte er auf diesen Moment hingearbeitet. Heute begann das größte, riskanteste und potenziell einträglichste Vorhaben seines Lebens.

Der Konvoi war unterwegs. Frank und seine Leute folgten dem Lkw. Alles schien glattzulaufen. Keine Hubschrauber am Himmel, keine schwarzen SUVs im Rückspiegel. Aber konnte er sich wirklich sicher sein, dass sie nicht verfolgt wurden? Vielleicht lauerten irgendwo Polizisten. Frank griff zu einem Trick wie aus einem Agententhriller. An der Autobahnauffahrt täuschte einer der Wagen im Konvoi eine Panne vor, brachte den Verkehr dahinter zum Erliegen und schüttelte so mögliche Verfolger ab. Der Fahrer steuerte den Lkw zu einem Parkplatz außerhalb von Montreal und stellte ihn dort ab. Drei Tage lang beobachteten Frank und sein Team das Fahrzeug. Die Polizei tauchte nicht auf.

Dann fuhr der Handlanger den Lastwagen zu einem Frachtgelände in Franks Heimatstadt Trois-Rivières – einer Industriestadt mit 130.000 Einwohnern im Süden der kanadischen Provinz Québec. Wieder warteten sie drei Tage, bis sie sicher sein konnten, dass ihnen die Cops nicht auf den Fersen waren.

IHM WURDE KLAR: REICH SEIN IST NUR EINE FRAGE DES HANDWERKS

Dann öffneten seine Leute den Transporter. Auf fünf Holzpaletten lag die Zukunft von Franks kriminellem Lebenswerk. Kein gewöhnliches Papier, sondern exakt jene seltene Baumwoll-Leinen-Mischung, die auch die US-Regierung für ihre Banknoten verwendet. Mit einem Wasserzeichen, dem Porträt des früheren Präsidenten Andrew Jackson, und mit einem eingewebten Sicherheitsstreifen, auf dem in mikroskopisch kleiner Schrift „usa twenty“ stand.

Dieses Papier war die entscheidende Zutat. „Von da an konnte mich nichts mehr aufhalten. Ich wusste: Jetzt bin ich reich“, erinnert sich Frank. „Das war der beste Tag meines Lebens.“ Er hatte nun alles, was er brauchte, um gefälschte US-Dollar im Wert von Hunderten Millionen zu drucken – und zum größten Geldfälscher der amerikanischen Geschichte zu werden.

Frank Bourassa ist ein gut gelaunter, gelassener Mann. Wenn man ihn fragt, warum er diese oder jene Person verprügelt hat, warum er von diesem oder jenem niedergestochen worden ist oder warum er dieses oder jenes Verbrechen begangen hat, lautet seine Standardantwort: „Keine Ahnung. Ich schätze, aus Spaß.“ Auf einer Website, die er angelegt hat, beschreibt er sich als „verrückten, millionenschweren Superverdiener“. So sieht er nicht unbedingt aus. Bourassa ist eher klein, mit der blassen Haut eines Mannes, der selten vor die Tür kommt. Seinen stattlichen Bauch hat er sich während seines Hausarrests wegen eines Marihuana-Vergehens angefuttert. Am liebsten trägt er alte T-Shirts und Cargo-Jeans mit unzähligen Taschen und Reißverschlüssen. Sein Wagen ist ein betagter Mitsubishi Eclipse Coupé. „Wenn ich ein Luxusauto brauche, bekomme ich es auch.



Aber fast alles, was ich kaufe, muss über andere Leute laufen. Man muss diszipliniert sein, sonst fliegt man auf. Ich bin bei vielen Dingen stiller Teilhaber."

Franks Selbstvertrauen ist nicht nur gesund. Es ist monumental. Fragt man ihn, woher er die Chuzpe nahm, nicht nur in das hochriskante Fälschergeschäft einzusteigen, sondern das Ganze auch noch in einem nie da gewesenen Umfang, dann zuckt er mit den Achseln. „Ich kann alles tun, was ich will. Ich könnte zum Mond fliegen. Ich bin gut darin, herauszufinden, wie Dinge funktionieren. Wenn ich wollte, könnte ich auch eine Herztransplantation durchführen."

Die Justizbehörden in Kanada und den USA haben sich zum Fall Bourassa offiziell kaum geäußert. Was folgt, ist deshalb größtenteils Bourassas eigene Version – die eines Mannes, der nur allzu gern von seiner langen kriminellen Karriere erzählt.

Die Karriere begann, wie er selbst sagt, bereits in der achten Klasse, als er eine Bande von Ladendieben gründete.

Mit 15 schmiss er die Schule und zog von zu Hause aus. Er fand einen legalen Job als Mechaniker in einer Autowerkstatt – und einen illegalen als Hehler für gestohlene Wagen.

Mit Ende 20 beging er, so sieht er es jedenfalls, den größten Fehler seines Lebens: Er versuchte, auf anständigem Wege reich zu werden. Frank gründete eine kleine Firma, die Bremsbeläge und Bremsbacken herstellte. Das Geschäft lief ganz ordentlich. Doch die ehrliche Arbeit machte ihn unglücklich.



Aufgeregt hatte Frank Bourassa auf diese wichtige Lieferung gewartet. Das Papier war perfekt

„Ich habe 20 Stunden am Tag geschuftet, kaum geschlafen. Der reine Wahnsinn", sagt Frank. Kurz darauf diagnostizierten die Ärzte eine akute Belastungsstörung. „Ich sagte mir: Scheiß drauf. Nie wieder ehrliche Arbeit."

Also fing Frank wieder an, das zu tun, was er am besten konnte: Gesetze brechen. „Damals verdienten Leute gut Geld mit dem Schmuggel von Marihuana, und ich dachte mir: Warum eigentlich nicht?" Das Cannabisgeschäft lief blendend – bis die Polizei 2006 die Plantage eines seiner Lieferanten hochnahm. Frank wurde wegen Drogenhandels zu zwölf Monaten Haft verurteilt. Abgesessen hat er davon nach eigenen Angaben nur drei.

Der Ärger mit dem Gesetz brachte Frank ins Grübeln. Was wollte er eigentlich mit seinem Leben anstellen? „Am Ende läuft es doch immer auf dasselbe hinaus. Man schuftet nur, um an Geld zu kommen. Also dachte ich: Scheiß drauf. Warum diese ganzen Umwege nicht überspringen und das Geld gleich selbst herstellen?"

Je tiefer Frank in die Materie eintauchte, desto klarer wurde ihm eine simple, aber lebensverändernde Erkenntnis: Grenzenloser Reichtum war im Grunde nur eine Frage des Handwerks. Er begann sich in Chatrooms von Geldfälschern herumzutreiben. „Es würde schwierig werden, klar, aber da Geld auch nur von Menschen gemacht wird, musste es möglich sein", sagt Frank. „Ich dachte mir: Wenn ich das schon mache, dann ganz groß oder gar nicht."

Echte Profis geben ihre gefälschten Scheine nicht selbst aus. Sie verkaufen sie im großen Stil weiter. Der gängige Preis für einen gut gemachten Schein, so hatte Frank im Internet gelesen, lag bei 30 Prozent des Nennwerts. Wenn er sich schon die Mühe machte und ein Vermögen in Materialien und Ausrüstung steckte, dann musste er auf einen ⟶

Dieser Text erschien erstmals im November 2014 in der amerikanischen GQ

Schlag genug drucken, um für den Rest seines Lebens ausgesorgt zu haben. Etwa 200 Millionen Dollar, schätzte er, sollten reichen. In der Fälscherszene gilt das nicht einfach nur als großes Ding. Es gilt als absolut wahnsinnig.

Aus den Fehlern gescheiterter Fälscher leitete Frank seine fünf Regeln ab. Erstens: Das Geld niemals selbst ausgeben. Zweitens: keine Käufer aus der Nähe. Drittens: Die Ware nach Europa oder Asien verkaufen. Viertens: keine Hunderter drucken, sondern Zwanziger – die sieht sich kaum jemand genau an. Und vor allem, fünftens: niemals an der falschen Stelle sparen. „Kann man Blüten mit einem 50-Dollar-Tintenstrahler drucken? Klar, wenn man sofort erwischt werden will."

Frank schaffte das angelieferte Papier in eine Garage außerhalb der Stadt. Sie gehörte einem Bauern, der sie ihm vermietete und keine Fragen stellte. Drin hatte er mit dem Geld aus seinen Cannabisgeschäften eine Druckerei eingerichtet, die einen Hobbyfälscher vor Neid hätte erblassen lassen.

Bevor Frank loslegte, hatte er vom professionellen Drucken keine Ahnung. Dann erfuhr er, dass ein flüchtiger Bekannter, der in einer Druckerei in Montreal arbeitete, zeitweise im Gefängnis gesessen hatte. Auf Anraten seines neuen Druckexperten blätterte Frank 125.000 Dollar für einen vierfarbigen Offsetdrucker der Marke Heidelberg hin. Dazu kamen eine 24.000 Dollar teure einfarbige Heidelberg-Druckerpresse für Testläufe, eine industrielle Papierschneidemaschine, Geräte zur Herstellung von Druckplatten, Zählmaschinen und etwa 20 Ricoh-Tintenstrahldrucker, deren spezielle Gel-Tinte ideal für den Druck von Seriennummern ist.

Ausrüstung und Material kosteten rund 300.000 Dollar. Doch die wahre Hürde war das Papier. Das konnte man nicht einfach kaufen. Um es zu besorgen, brauchte man kriminelle Gerissenheit. Und natürlich trotzdem Geld.

Die Rezeptur des Hadernpapiers, auf dem US-Banknoten gedruckt werden, klingt trügerisch einfach: 75 Prozent Baumwolle, 25 Prozent Leinen. Jeder Amerikaner kennt dieses unverwechselbare Gefühl unter den Fingern. So simpel diese Mischung ist, so bekannt ist sie. Wer bei einer Papierfabrik 75/25-Papier bestellt, kann sich sicher sein, bald Besuch vom Secret Service zu bekommen. Die Behörde wurde ursprünglich gegründet, um Geldfälscher zu bekämpfen. Der Schutz des US-Präsidenten, für den sie heute bekannt ist, gehörte erst viel später zu ihren Aufgaben.

WÜRDE JEMAND DUMM GENUG SEIN, IHM SEINE WÜNSCHE ZU ERFÜLLEN?

Selbst wenn es jemandem gelänge, an mehrere Tausend Bögen dieser Baumwoll-Leinen-Mischung zu kommen, müsste er noch eine ganze Reihe von Sicherheitsmerkmalen hinzufügen: das Wasserzeichen etwa, die Porträts von Jackson, Franklin und den anderen Präsidenten, die sichtbar werden, wenn man den Schein gegen das Licht hält; den eingewebten Sicherheitsstreifen und die winzigen roten und blauen Fasern, die das Papier durchziehen.

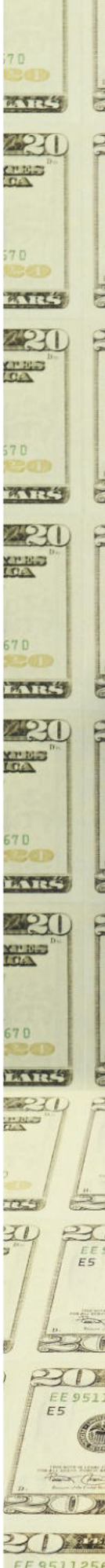
Im Herbst 2008 begann Frank Papierfabriken in ganz Europa und Asien zu kontaktieren. Sein Deckname: Thomas Moore, angeblicher Angestellter der fiktiven Firma „The Letter Shop" aus Québec. Er gab vor, im Auftrag eines Kunden ganz spezielles Papier zu suchen. Was für Papier? Nun, Hadernpapier mit Baumwolle, vielleicht mit etwas Leinen dazugemischt. „Baumwolle und Leinen? Also wie für Banknoten?", fragten misstrauische Papierhersteller oft. Von Thomas Moore hörten sie nie wieder.

Doch Frank vertraute darauf, dass er irgendwo eine Papierfabrik finden würde, die dumm oder korrupt genug war, seine spezielle Rezeptur herzustellen. Vielleicht in Polen, der Slowakei oder Bulgarien. Im Januar 2009 endete seine Suche bei einer Schweizer Firma. Frank nannte sich jetzt Jackson Maxwell und gab sich als Mitarbeiter der Wertpapierhändlers „Keystone Investment and Trading Company" aus. Dessen Briefkopf wies verdächtigerweise keine Anschrift auf.

Laut den Gerichtsunterlagen teilte Maxwell seinem ahnungslosen Opfer mit, Keystone wolle Wertpapiere auf sicherem Hadernpapier drucken – individuell angefertigt mit ein oder zwei Sicherheitsmerkmalen, um, nun ja, Fälschungen zu verhindern. Die Firma kaufte ihm diese Geschichte ab. In den folgenden Monaten präzisierte er seine Bestellung nach und nach und schob dem Papierhersteller eine illegale Forderung nach der anderen unter. Er brachte die Firma dazu, auch Leinen zu verwenden. Er bat darum, Chemikalien beizumischen, die Überprüfungen mit Sicherheitsstiften und Schwarzlichttests erschweren sollten. Und er überredete die Schweizer, einen Sicherheitsstreifen mit der winzigen Aufschrift „usa twenty" einzuarbeiten. „Ich sagte ihnen, es sei für ein 20-Dollar-Wertpapier."

Die Firma stimmte Frank zufolge auch zu, das Papier mit einem Wasserzeichen zu versehen. Dafür wird ein Bild in eine zylindrische Drucktrommel eingraviert und in die noch feuchte Papiermasse gepresst. Über einen Strohmann überwies Frank 15.000 Dollar an eine deutsche Firma in Düren, die eine Walze mit dem Porträt des berühmten US-Präsidenten Andrew Jackson herstellte. Wie ihm das gelang? „Ganz einfach", sagte Frank. „Für uns ist er Andrew Jackson. Aber für irgendeinen Typen in Deutschland ist es einfach nur ein Gesicht. Der hat doch keine Ahnung."

Diese Erkenntnis wurde zum Kern von Franks Fälscherphilosophie: Die meisten Menschen haben keine Ahnung, wessen Gesicht auf der Banknote eines fremden Landes zu sehen ist. Und irgendwo auf der Welt findet sich ⟶





In einer Garage richtete er seine Werkstatt ein. Die Geräte waren teuer. Doch bei der Qualität machte Bourassa keine Kompromisse

immer jemand mit dem nötigen technischen Know-how und genügend moralischer Flexibilität, um unwissentlich dabei zu helfen, die Sicherheitsstandards einer Notenbank auszuhebeln.

Im Herbst 2009 schickte die Schweizer Firma die ersten Musterbögen. Franks Betrug war aufgegangen. „Das Papier war perfekt“, sagt er. „Exakt dasselbe, was für US-Banknoten benutzt wird.“ Er bestellte sofort eine Lieferung für 50.000 Dollar. Kurz darauf rief ihn ein Kumpel aus dem Importgeschäft an: „Deine Sendung ist da. Sie liegt im Hafen. Komm und hol sie ab.“

Frank hatte nun das Papier, die Maschinen und den Mann, der sie bediente. Sein Reichtum schien nur noch einen Knopfdruck entfernt zu sein. Und tatsächlich: Nach wochenlangem Herumprobieren, um die Farbmischung genau richtig hinzubekommen, war er überwältigt von dem, was er aus dem Heidelberg-Drucker kommen sah. „Ich bin eigentlich kein emotionaler Typ, aber als ich diesen ersten perfekten Bogen sah, ging mir das richtig nahe. Nach all den Jahren, in denen ich mich vor der Polizei in Acht nahm, umherirrte und dem Geld hinterherlief, wurde mir plötzlich klar: Ich bin jetzt verdammt reich!“ Von nun an produzierte Frank in seiner Werkstatt jeden Monat makellose Zwanziger im Wert von mehreren zehn Millionen Dollar.

Jetzt musste Frank nur noch jemanden finden, der ihm die Scheine abkaufte. Er engagierte einen alten Freund für die Kundenakquise und einen zweiten Mann, nennen wir ihn George. Monatelang tat Frank nichts anderes, als Kartons mit Musterbögen im Nennwert Hunderttausender Dollar zu packen, die seine Leute zu potenziellen Kunden schleppten. Seine Stimmung war am Boden. „Es kam kein Geld rein. Ich habe einfach nur Gratiszeugs rausgeschickt.“

Irgendwann zogen Franks Leute endlich ein paar Kunden an Land. Vier Männer aus dem Import-Export-Geschäft, mit Kontakten im Ausland. Allerdings waren sie nicht an den Mengen interessiert, die Frank loswerden wollte. „Sie bestellten erst mal nur 10.000 Dollar“, sagte Frank. „Mein Gott, da kann ich gleich mit 20-Dollar-Scheinen zu McDonald’s gehen und sie dort wechseln lassen. Lächerlich.“

Doch dann wollten sie mehr. Frank zufolge kauften sie ihm schließlich jede Woche jeweils eine Million ab, für 30 Cent pro Dollar. Im Handumdrehen hatte er seine Investition von 300.000 Dollar wieder drin. Trotzdem würde es bei diesem Tempo mehr als ein Jahr dauern, um den ganzen Berg Falschgeld loszuwerden. Mehr als genug Zeit für die Polizei, ihm auf die Spur zu kommen, fürchtete Frank.

Auf der Suche nach neuen Abnehmern flog George in Franks Auftrag um die Welt. „Er sprach mit allen möglichen Leuten, einem Casinobesitzer und anderen Typen, die sagten, sie seien interessiert. Aber es kam nichts dabei raus.“

Bis George in Trois-Rivières auf einen Mann namens Éric Lefebvre stieß, der mit gestohlenen Baumaschinen handelte. Zwei Jahre lang hatte Lefebvre Muldenkipper und Frontlader unwissentlich an einen verdeckten Ermittler verkauft, nennen wir ihn Undercover Cop. Im Mai 2012 fragte Lefebvre ihn, ob er vielleicht auch an erstklassigem Falschgeld interessiert sei. Das war er. Er bestellte Scheine im Nennwert von 100.000 Dollar.

Entgegen seiner sonstigen Vorsicht stopfte Frank die Scheine in einen Kar-



Er war unvorsichtig geworden. So kam man ihm auf die Spur. Doch er hatte noch ein Ass im Ärmel

ton und brachte sie selbst zu Lefebvre, der im Haus eines gemeinsamen Bekannten wartete. Lefebvre übergab Undercover Cop die Scheine. Der war von der Qualität so begeistert, dass er gleich am nächsten Tag weitere 100.000 Dollar bestellte. Also packte Frank die falschen Geldscheine ein und machte sich erneut auf den Weg zu Lefebvre. Was er nicht wusste: Ein Hubschrauber war Lefebvre gefolgt. Er flog so hoch, dass Frank ihn weder sah noch hörte. Dennoch beschlich ihn ein komisches Gefühl. Etwas stimmte nicht.

Normalerweise hätte er sein Auto einfach in der Einfahrt geparkt und die Kartons mit den Blüten ins Haus getragen. Doch eine innere Stimme riet ihm, vorsichtig zu sein. Statt die Lieferung vor aller Augen abzuladen, setzte er den Wagen rückwärts in den Carport. Ein Instinkt, der ihn retten sollte.

Kurz vor Tagesanbruch am 23. Mai 2012 wurde Frank Bourassa auf die denkbar schlimmste Weise aus dem Schlaf gerissen: Männer schrien und hämmerten mit ihren Fäusten gegen die Haustür seiner Freundin. Sie lag neben ihm im Bett, völlig aufgelöst. „Wach auf! Wach auf! Die Polizei ist da!“, schrie sie.

Frank öffnete ein Auge. Fünf Uhr morgens. Nicht gut. Auf keinen Fall gut.

„Was machen wir bloß?“, fragte seine Freundin.

„Sag nichts“, sagte Frank. „Tu nichts. Beweg dich nicht.“

Er zog hastig eine zerrissene Jeans und ein altes T-Shirt an. Barfuß ging er die Treppe hinunter. Er öffnete die Tür. Draußen standen etwa ein Dutzend Beamte der Royal Canadian Mounted Police und zwei Agenten des Secret Service.

Während Frank mit Handschellen in der Küche saß, durchsuchte die Polizei das Haus. Sie fand allerlei interessante Dinge, darunter mehrere Waffen, fünf Computer und einen Falschgeldprüfstift. Dazu noch Druckplatten sowie 949.000 Dollar in scheinbar makellosen 20-Dollar-Noten. Laut einer Pressemitteilung der Royal Canadian Mounted Police handelte es sich dabei allerdings um „Falschgeld von sehr hoher Qualität, das mit bloßem Auge praktisch nicht von echten Scheinen zu unterscheiden war“.

Die Größe des Fundes war für die Behörden ein Grund zum Jubeln. „Sie waren sehr, sehr glücklich“, erinnert sich Frank. Allerdings glaubten die Polizisten, die 949.000 Dollar seien bereits der gesamte Umfang von Franks Operation. Sie hatten keinen Schimmer, dass noch mehr als 200 Millionen Dollar in der Garage lagen. „Sie waren völlig aus dem Häuschen. Ich dachte: Mein Gott, beruhigt euch mal. Ihr habt gar nichts. Das sind nur Probedrucke, und über die freut ihr euch so? Andererseits wusste ich auch, dass ich in der Scheiße steckte. Beide Gedanken gingen mir gleichzeitig durch den Kopf. Aber vor allem dachte ich: Scheiße.“

Das Video von Frank Bourassas Vernehmung, das später seinem Anwalt übergeben wurde, ist ernüchternd. Drei Stunden lang kauert Frank in der Ecke eines trostlosen, weißen Raums, die Arme fest um den Körper geschlungen – als wollte er sich gleichzeitig vor der Kälte und vor der Aussicht auf eine Gefängnisstrafe schützen. Die Anklagepunkte gegen ihn wiegen schwer: unerlaubter Waffenbesitz in sieben Fällen, Besitz von Meth, Marihuana und Haschisch (Spuren davon wurden in Franks Auto gefunden. Er behauptet, sie stammten von anderen Leuten). Und natürlich das Verbreiten von Falschgeld. Während der Vernehmung wirkt Frank wie ein geprügelter Hund.

Ein großer, jovial wirkender Beamter der Royal Canadian Mounted Police löchert ihn mit Fragen. Frank mauert. Bis der Ermittler auf seine Freundin zu sprechen kommt. Ihr gehört das Haus, in dem das Falschgeld sichergestellt wurde. Sie sei verhaftet worden, sagt der Beamte. Ihr Haus werde vermutlich beschlagnahmt. Das ist Franks wunder Punkt. Seine Freundin sei Lehrerin und unschuldig, beteuert er. Sie habe von nichts gewusst, sei angeblich nie in ihren eigenen Keller gegangen und habe sich gefragt, warum dort lauter gefälschte 20-Dollar-Scheine herumliegen.

„Das gehört alles mir“, sagt er dem Polizisten. „Sie weiß von nichts. Wirklich nicht.“

Schon als Frank ins Fälschergeschäft einstieg, hatte er das Risiko einkalkuliert. „Ich dachte mir, wenn es hart auf hart kommt, kriege ich sechs oder sieben Jahre“, sagt er. „In Kanada muss man ein Sechstel der Strafe absitzen. Also würde ich vielleicht zwölf bis fünfzehn Monate bekommen. Niemand will für ein Jahr ins Gefängnis, aber das kann man durchstehen.“

Doch bei all seiner Cleverness hatte Frank eine entscheidende Sache übersehen: den Zorn der US-Behörden. Gegen Ende der Vernehmung wirkt er deshalb überrascht, als zwei Secret-Service-Agenten den Raum betreten. Die Agenten vergeuden keine Zeit mit Small Talk. Sie teilen Frank kühl mit, dass sie seine Auslieferung in die USA vorbereiten. „Auf jeden einzelnen Anklagepunkt stehen dort 20 Jahre“, sagt einer der Agenten. Wegen der Druckplatten, des Besitzes des Falschgelds und der Geldübergabe an Lefebvre. Im schlimmsten Fall könnte er 60 Jahre bekommen.

Frank sagt nichts. „Das ist verrückt“, murmelt er. „Jetzt mal ganz locker.“

„So was nehmen wir nicht locker“, erwidert der Agent. „Genau dafür wurde der Secret Service gegründet: um Geldfälscher zu schnappen.“

Gut, okay. Aber realistisch betrachtet: Wie lange müsste er wirklich im Gefängnis bleiben?, will Frank wissen.

„Der einzige Fall, den ich kenne, betraf einen Mann aus Montreal“, sagt der Agent. „Er bekam neun Jahre.“

„Wie viel davon hat er abgesessen?“, fragt Frank. ⟶

IHN BESCHLICH EIN KOMISCHES GEFÜHL. ETWAS STIMMTE NICHT

„In einem US-Bundesgefängnis gibt es keine vorzeitige Entlassung“, antwortet der Secret-Service-Agent. „Er ist im Gefängnis gestorben.“

Franks linkes Auge beginnt nervös zu zucken. „Neun Jahre“, wiederholt er. Dann, hoffnungslos: „Beantragen Sie bitte keine Auslieferung. Bitte nicht.“

Die Agenten verlassen den Raum. Frank Bourassa kommt in Untersuchungshaft. Eine Freilassung gegen Kaution wird abgelehnt.

Zu Einzelheiten des Falls wollte sich die kanadische Staatsanwaltschaft nicht äußern. Wie es Frank Bourassa gelang, seine Freiheit zurückzugewinnen, wissen wir lediglich anhand seiner eigenen Aussagen. Demnach gab es nur einen Weg, der Auslieferung in die USA zu entgehen.

Nach kanadischem Recht benötigt die Polizei eindeutige Beweise für einen Durchsuchungsbeschluss. Die Überwachungsaufnahmen zeigten aber nur, wie Frank am Treffpunkt ankam und unter dem Carport parkte. Nicht, wie er die Kartons mit dem Falschgeld ins Haus trug. Franks Anwalt konnte also argumentieren, der Durchsuchungsbeschluss sei unzureichend begründet gewesen – und die Hausdurchsuchung damit rechtswidrig.

Es war ein schwaches Argument. Doch immerhin eine Chance. Frank bot der Staatsanwaltschaft einen Deal an: Wenn sie seine Auslieferung an die USA stoppte, würde sein Anwalt keinen Antrag auf Abweisung der Klage stellen. Da die Staatsanwaltschaft nicht den ganzen Fall aufs Spiel setzen wollte, nur um den USA einen Gefallen zu tun, nahm sie sein Angebot an. Nach sechs Wochen in Untersuchungshaft kam Frank gegen eine Kaution von 10.000 Dollar frei.

Zu diesem Zeitpunkt wusste die Staatsanwaltschaft mit Sicherheit nur von der einen Million Dollar, die bei der Hausdurchsuchung beschlagnahmt worden war. Während Frank vorläufig auf freiem Fuß war, durchforsteten die Ermittler seine Festplatte, auf der Suche nach Hinweisen, wie viel Falschgeld im Umlauf war und wo es versteckt sein könnte.

Frank nahm einen Job auf dem Bau an, bettelte bei seiner Freundin um Vergebung und mied die Garage mit den 200 Millionen Dollar Falschgeld. Die Staatsanwaltschaft tat unterdessen alles, um einen wasserdichten Fall gegen ihn aufzubauen. Mysteriöse Autos folgten ihm. Sein Telefon wurde ziemlich sicher abgehört. Frank sprach mit niemandem über das Geld. Er versuchte, nicht einmal daran zu denken.

Im Dezember 2013, anderthalb Jahre nach seiner Verhaftung, kam der Fall vor Gericht. Mit der Staatsanwaltschaft hatte sein Anwalt zuvor einen ziemlich guten Deal ausgehandelt: drei Jahre Haft, von denen Frank wahrscheinlich nur sechs Monate absitzen würde. Doch Frank hatte abgelehnt. Als er mit dem Anwalt den Gerichtssaal betrat, verriet er ihm ein Geheimnis, das er die ganze Zeit für sich behalten hatte. „Was wäre, wenn ich den Behörden 200 Millionen Dollar anbieten könnte?“, murmelte er. „Glauben Sie, das würde mir helfen?“

Der Anwalt zog eine Augenbraue hoch. „Sie meinen, Sie haben 200 Millionen Dollar?“

„Klar.“

Frank war bereit, das ganze Geld zusammen mit der Heidelberg-Druckmaschine auszuhändigen. Seine Bedingungen: Die Staatsanwaltschaft lässt das Haus seiner Freundin in Ruhe. Er bekommt seinen alten Mitsubishi zurück. Und seine Strafe wird auf die bereits verbüßten sechs Wochen Haft reduziert.

DIE POLIZEI LAUERTE. ER DURFTE KEINEN FEHLER MACHEN

Vermutlich ärgerte die Staatsanwaltschaft die Vorstellung maßlos, Bourassa so leicht davonkommen zu lassen. Doch sie konnte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, 200 Millionen Dollar hochwertigen Falschgelds aus dem Verkehr zu ziehen. Nach einigen Verhandlungen nahm sie auch dieses Angebot mehr oder weniger an. Wenn er ihnen die gefälschten Banknoten tatsächlich liefern konnte, würde er wegen des Drogenbesitzes eine Geldstrafe von 1350 Dollar zahlen – und einer der größten Fälscher der Geschichte würde nach nur anderthalb Monaten hinter Gittern wieder ein freier Mann sein.

Franks Größenwahn war sein Verhängnis, aber ironischerweise zugleich auch seine Rettung. Hätte er nicht so absurd viel Falschgeld gedruckt, hätte ihn die Verzweiflung, die Scheine loszuwerden, womöglich nie dazu getrieben, einen Teil davon an einen verdeckten Ermittler zu verkaufen. Andererseits hätte er ohne die 200 Millionen Dollar bei seinen Verhandlungen keinen Trumpf gehabt. Wenn er nur ein paar kümmerliche Millionen gedruckt hätte, wäre er ziemlich sicher ins Gefängnis gekommen.

Frank schien sich freigekauft zu haben. Doch die Lage blieb heikel. Die Behörden erlaubten es ihm nicht, das Geld einfach auszuhändigen und die Sache damit zu erledigen. Stattdessen legten sie den 31. Januar 2014 als Übergabetermin fest. Bis dahin war es noch mehr als ein Monat. Diese Verzögerung, fürchtete Frank, war Taktik. Wenn es der Polizei gelänge, sein Versteck aufzuspüren, bevor er das Geld übergeben konnte, wäre der Deal hinfällig. Der Secret Service hätte dann die nötigen Beweise für seine Auslieferung, und Frank würde sehr lange in einem US-Gefängnis einsitzen.

„Nach meinem Deal mit der Staatsanwaltschaft stand die Polizei jeden Morgen vor meinem Haus und beschattete mich rund um die Uhr. Diese Typen dachten alle: ‚Wenn wir das Geld vor dem Übergabetermin finden, ist er erledigt‘“, sagt Frank. „Egal, was ich tat, sie ließen mich nicht aus den Augen.“

Sein Anwalt riet ihm, die Übergabe äußerst vorsichtig zu planen. Die Garage kam als Übergabeort nicht infrage – der Bauer, der sie vermietet hatte, sollte nicht in Schwierigkeiten geraten. Selbst hinfahren oder jemanden damit zu beauftragen, war unmöglich. Die Polizei war ihm ständig auf den Fersen.

Doch Frank hatte Vorkehrungen getroffen. Schon im Dezember, bevor er seinem Anwalt von den 200 Millionen Dollar erzählte, hatte er einen Freund angerufen. Der lud das Geld und die billigere der beiden Heidelberg-Druckmaschinen in einen Lkw und stellte ihn auf dem Parkplatz eines Hotels ab, in dem ein Geschäftspartner von Frank arbeitete. Nur durch ein einfaches Vorhängeschloss gesichert, warteten dort fast zwei Monate lang 200 Millionen Dollar auf die Übergabe. Und Franks Freiheit.

Am 31. Januar machte sich Frank auf den Weg zur Royal Canadian Mounted Police in Trois-Rivières und setzte sich an die Spitze einer seltsamen Parade. Eskortiert von einem Konvoi aus sechs schwarzen SUVs, lotste er die Polizei zu dem Lastwagen. „Die Bombeneinheit kam mit, eine Hundestaffel war vor Ort. Der absolute Wahnsinn“, erinnert sich Frank. „Sie haben den ganzen Parkplatz abgesperrt. Aus Sicherheitsgründen sollte ich den Truck öffnen, sie hatten Angst, er könnte explodieren.“

Im Laderaum stapelten sich die 200 Millionen Dollar, fein säuberlich in braune Boxen verpackt, kaum größer als Schuhkartons.

Auf einem Foto sieht man Frank Bourassa an der hinteren Stoßstange stehen, während ein Polizist den Lkw inspiziert. Die dunklen Schatten unter seinen Augen verraten die schlaflosen Nächte der vergangenen Monate. Er versucht ein Lächeln zu unterdrücken, verzieht dabei aber leicht seine Lippen. Die Morgensonne scheint auf sein Gesicht. Seine rechte Hand hängt locker herab, mit Daumen und Zeigefinger formt er das Okay-Zeichen. Es ist das Porträt eines Mannes, dem nach Monaten der Panik, Bedrängnis, Angst und Haft sein Leben zurückgegeben wurde.

Frank war an diesem Morgen gut gelaunt. Die Polizisten dagegen, vor allem die Agenten des Secret Service, wirkten sichtbar missgestimmt. „Ich habe versucht, mit ihnen zu reden“, erinnert sich Frank. „Aber sie wollten nicht. Die Atmosphäre war angespannt.“

Sein Anwalt erklärte ihm später, warum der Secret Service so verärgert war. Anhand von Hinweisen auf Franks Computer hatten die Ermittler seine Papierbestellung bis zur Schweizer Firma zurückverfolgt. Dabei hatten sie entdeckt, dass Frank, gemessen am Umfang der Papierbestellung, nicht 200 Millionen Dollar, sondern 250 Millionen Dollar gedruckt hatte. Doch der Deal über das Strafmaß war bereits unterzeichnet. „Alles war schon unter Dach und Fach, als sie herausfanden, dass 50 Millionen Dollar fehlten und sie nichts dagegen tun konnten. Deshalb waren sie sauer. So sauer, wie man nur sein kann.“

Aus Franks Sicht waren die fehlenden 50 Millionen Dollar allerdings kein Grund zur Verärgerung. „Die Polizei hat hervorragende Arbeit geleistet“, sagte er. „Sie hat 200 Millionen Dollar aus dem Verkehr gezogen und mich dazu gebracht, so etwas nie wieder zu tun. Ein verdammt guter Deal!“

So friedlich, ehrlich und langweilig wie danach war Frank Bourassas Leben seit der ersten Klasse nicht mehr. Das sagt er jedenfalls.

Die Anklage wegen Geldfälschung wurde fallen gelassen. Doch die Polizei ermittelte weiterhin gegen einen „Geldfälscherring“. Nach ihrer Ansicht war die Operation viel zu groß, zu ambitioniert und zu gut finanziert, um das Werk eines einzigen Mannes zu sein. Frank kennt diese Theorie. Er hat jedoch ein überzeugendes Argument: Was wäre das für ein seltsames Syndikat, das 200 Millionen Dollar Falschgeld opfert, nur um einem kleinen Handlanger sechs Monate Haft zu ersparen?

Wie andere Geldfälscher vor ihm gibt Frank den Geläuterten. Er begann, Regierungen und Unternehmen zu beraten, wie sie sich vor Betrug schützen können. Außerdem bot er Seminare zur Selbstverwirklichung an.

Trotz der turbulenten Jahre blickt er zufrieden auf seine Karriere als Fälscher zurück. Letztlich ist alles gut ausgegangen. Die 200 Millionen Dollar hat er zwar nie verkauft, doch die paar Millionen, die er vor seiner Festnahme in Umlauf gebracht hat, haben seine Ausgaben mehr als gedeckt und dafür gesorgt, dass er finanziell gut gestellt ist. „Viele arbeiten ihr Leben lang und verdienen nur zehn Prozent von dem, was ich habe“, sagt Frank. „Alles ist gut. Ich bin versorgt. Ich sitze zu Hause. Ich bin raus aus dem Spiel. Es macht Spaß.“

Für den Secret Service nahm die Geschichte ein weit weniger versöhnliches Ende. Die Behörde suchte weiter nach den fehlenden Millionen. Doch wenn man Frank fragt, wo das Geld geblieben ist, gibt er sich plötzlich wortkarg.

„Ich weiß es nicht“, antwortet er. „Sagen wir einfach: Ich habe alles verkauft.“

„Das ist also Ihre Version? Bevor Sie geschnappt wurden, haben Sie das ganze fehlende Geld verkauft?“, hakt man nach. „Die ganzen 50 Millionen?“

„Ich weiß es nicht“, sagt er und grinst. „Vielleicht habe ich alles verkauft. Vielleicht auch nicht.“ ●

Aus dem Amerikanischen von Anuschka Tomat

Irgendwo schien Bourassa noch Scheine versteckt zu haben. Und nicht gerade wenige



Foto: Getty Images

IM

Bis zu 80 Männer werden zusammen in eine Zelle gesperrt. Viele gehören rivalisierenden Gangs an



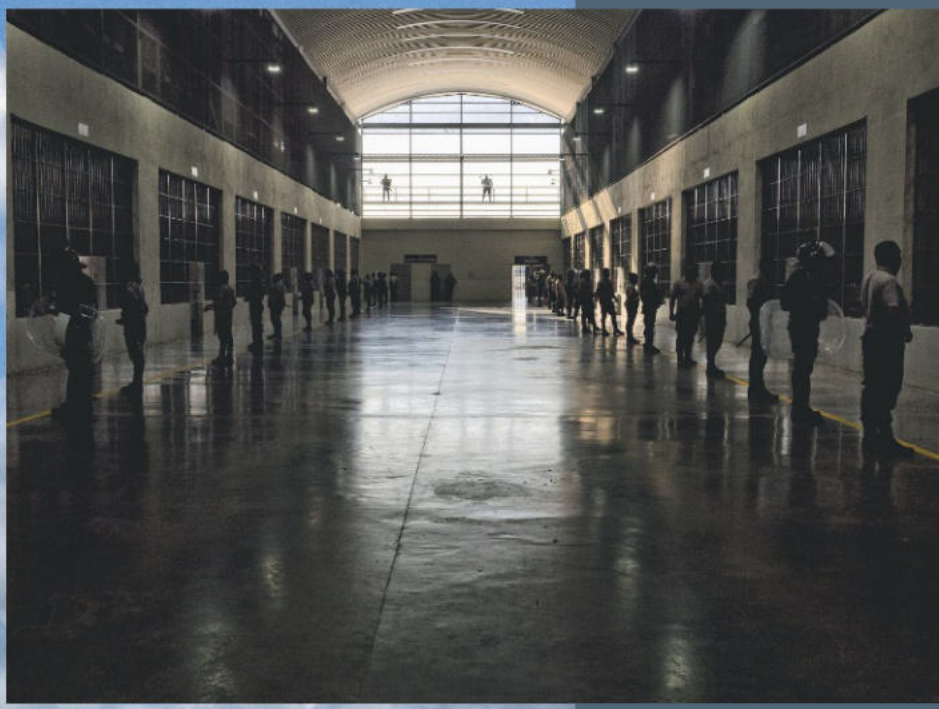


Das Gefängnis Cecot in El Salvador ist berüchtigt für seine brutalen Haftbedingungen. Der Fotograf Juan Carlos hat es mehrfach besucht. Seine Bilder geben Einblicke in eine streng bewachte Welt.

VON **VERONICA FRENZEL**

KÄFIG





Das 166 Hektar große Gefängnis ragt wie ein Monolith aus der tropischen Landschaft. Es wird von 600 Wärtern und 250 Polizisten gesichert


RIP
DEMENTE
MAGIC
VLS
RIP
SILENT
RIP
RENEGADOS



Der Schriftzug auf seinem oberen Rücken weist diesen Mann als Mitglied der Mara Salvatrucha aus, einer Bande, die El Salvador jahrzehntelang terrorisiert hat. Allen Insassen im Cecot wird regelmäßig der Kopf geschoren. Waschen können sie sich nur notdürftig. Duschen gibt es keine

Wenn die Häftlinge ihre Zellen verlassen, werden sie meist an Händen und Füßen gefesselt. Hier nehmen die Wärter ihnen nach der Leibesvisite die Handschellen wieder ab




18th
Eighteen



Die Männer schlafen auf Metallpritschen. Gegessen wird aus Plastikboxen, ohne Besteck




Adriana
18
18



Werden die Hafträume durchsucht, müssen die Gefangenen dicht aneinandergedrängt auf dem Korridor hocken

D

Das vielleicht größte und am stärksten abgeschottete Gefängnis der Welt liegt eingekeilt zwischen dem Pazifik und einem Vulkan, inmitten der tropischen Landschaft El Salvadors. Die Luft ist warm und feucht. Es zirpt, flattert, raschelt.

Doch in dem Gefängnis, das weltberühmt ist, seit US-Präsident Donald Trump 252 Menschen dorthin abschieben ließ, ist von der Idylle nichts zu spüren. Umgeben von einem doppelten Ring aus neun Meter hohen Betonmauern und 19 Wachtürmen reihen sich acht lang gezogene Gebäude aneinander, mit jeweils 32 Hafträumen, die aussehen wie Käfige: Gitter vorn und hinten, ein engmaschiges Netz aus Metall oben. Auf dem Korridor patrouillieren Wärter, gesichert von Scharfschützen, die Gewehre im Anschlag.

„Willkommen im Friedhof der lebenden Toten", begrüßt der Direktor Neuzugänge. Die Gefangenen nennt er „Psychopathen". Im Cecot, dem „Centro de Confinamiento del Terrorismo", auf Deutsch etwa: Zentrum zur Verwahrung des Terrorismus, können bis zu 40.000 Männer eingesperrt werden. Etwa 20.000 sitzen zurzeit dort ein. Sie wurden wegen Erpressung, Mord oder Folter zu Haftstrafen zwischen 60 und 1000 Jahren verurteilt.

Der Fotograf Juan Carlos hat das Cecot fünfmal besucht und als einer der wenigen Journalisten sogar eine Nacht dort verbracht, immer eng an der Seite der Wachhabenden. Juan Carlos, in El Salvador geboren und später in die USA ausgewandert, ist ein ernster Mann von 52 Jahren mit schwarzem Vollbart und freundlichen Augen. Der Geruch im Gefängnis habe ihn an den einer muffigen Turnhalle nach dem Sportunterricht erinnert, sagt er. „Aber das Erstaunlichste ist die Stille. In einem Raum mit Dutzenden aggressiven Männern, die sich draußen gegenseitig umbringen würden, hört man niemanden sprechen."

Im Cecot ist es nie dunkel, berichtet Juan Carlos. Tag und Nacht brennt Licht. Zeitliche Orientierung gibt den Gefangenen nur der strikte Tagesablauf.

„Aufwachen! Zeit zum Waschen!" Sobald die Sonne zwischen 5 und 6 Uhr über dem Vulkan aufgeht, hallt der Ruf des Wachhabenden durch den Korridor. Oft trägt er eine schwarze Sturmhaube mit Totenkopf-Aufdruck.

Sofort setzt ein blechernes Klacken ein, das von den vierstöckigen Metallpritschen in den Zellen stammt. Stimmen hört man keine, nur ab und zu ein Husten und Niesen.

Die Männer in den Zellen schieben sich die Mund-Nasen-Masken von den Augen, die sie nachts als Schutz gegen das grelle Licht tragen. Sie raffen ihre kurzen Decken zusammen, die auch als Handtuch dienen, und verstauen sie mit ihren übrigen Habseligkeiten auf den Pritschen. Viel besitzen sie nicht: Zahnbürste, Becher, Uniform.

45 Minuten haben sie Zeit zum Waschen, für die Toilette, zum Zähneputzen. Sie drängen sich vor dem Becken, das wie eine Tiertränke aussieht, oder vor zwei Löchern im Betonboden, den beiden Toiletten. Das Wasser schöpfen sie mit Bechern, es dient auch zum Spülen der Latrinen. Klopapier gibt es nicht. Fast alle Gefangenen tragen Tätowierungen auf der Brust, im Gesicht, auf dem Schädel: Schlangen, Drachen und Kreuze, Mariendarstellungen, Schriftzüge, weinende und lachende Masken. Es sind die Zeichen der Banden, die El Salvador jahrzehntelang tyrannisierten: der Mara Salvatrucha, genannt auch MS-13, und der Barrio 18. Ihre Wurzeln liegen in Los Angeles, wo salvadorianische Bürgerkriegsflüchtlinge in den 1980er-Jahren eigene Straßengangs aufbauten oder bereits existierende Gruppen übernahmen. Die Barrio 18 etwa war ursprünglich von mexikanischen Einwanderern gegründet worden.

Im Jahr 1992 fand der Bürgerkrieg in El Salvador ein Ende. Straffällig gewordene Salvadorianer wurden massenhaft aus den USA abgeschoben, darunter viele Gangmitglieder. Die Maras wurden zu einer Parallelmacht in dem strauchelnden Staat. Sie kontrollierten ganze Stadtviertel. Sie erpressten Schutzgeld und rekrutierten Jugendliche, die von einem besseren Leben träumten. Sie vergewaltigten und mordeten.

Doch dann sagte der autoritäre Präsident Nayib Bukele den Gangs den Kampf an. Im März 2022 verhängte seine Regierung den Ausnahmezustand. Seitdem können Menschen ohne richterlichen Beschluss festgenommen werden. Seitdem gelten alle Bandenmitglieder als Terroristen und alle, die im Gangrevier leben, als Bandenmitglieder.

Zehntausende Menschen wurden verhaftet, die meisten in Massenverfahren abgeurteilt. Jene, die am gefährlichsten sein sollen, landen im Cecot, das 2023 innerhalb von nur sieben Monaten erbaut wurde, auf einer Fläche, halb so groß wie der Berliner Tiergarten. Für die Regierung Bukele ist das Gefängnis, das 75 Kilometer südöstlich der Hauptstadt San Salvador liegt, ein Symbol für ihren Sieg über die Gangs.

Tatsächlich sind die Mordraten in den vergangenen zehn Jahren dramatisch gesunken. Noch Mitte der 2010er-Jahre gehörte El Salvador zu den gewalttätigsten Ländern der Welt. Pro 100.000 Einwohnern wurden damals 106 Menschen ermordet. Heute sind es statistisch gesehen 1,3 Menschen. Viele Salvadorianer können sich erstmals seit Jahrzehnten frei und ohne Furcht durch ihre Viertel bewegen. Im Jahr 2024 wurde Präsident Bukele wiedergewählt, mit 82 Prozent der Stimmen.

Doch der Preis für die Sicherheit ist hoch. Inzwischen hat El Salvador eine der höchsten Gefangenenquoten weltweit. Von 100.000 Einwohnern sitzen 1659 in Haft. Für Kritiker steht das Cecot sinnbildlich für einen Staat, der im Kampf gegen die Gangs individuelle Freiheitsrechte und rechtsstaatliche Prinzipien preisgegeben hat.

Die Insassen im Cecot haben keinen Kontakt nach außen, manche seit Jahren nicht. Besuche von Familienangehörigen oder Anwälten sind nicht erlaubt, auch keine Briefe oder Pakete. Der Mobilfunkempfang ist in der ganzen Gegend weitläufig unterdrückt. Menschenrechtsorganisationen wie das Rote Kreuz, die manchmal ins Gefängnis dürfen, dokumentieren willkürliche Festnahmen, fehlenden Rechtsbeistand, Fälle von Misshandlung.

US-amerikanische Politiker sind öfter im Cecot zu Gast. Sie posten dann, so wie die damalige Heimatschutzministerin Kristi Noem, Bilder von sich, aufgenommen vor den Käfigen mit den Gefangenen. Noch häufiger lädt die Gefängnisleitung allerdings Influencer ein oder Journalisten, aber nur wenn diese, wie Juan Carlos, für ausländische Medien arbeiten.

Juan Carlos fotografiert für die „New York Times“, „El País“ und „National Geographic“. Er berichtete aus Afghanistan, Syrien und immer wieder auch aus El Salvador. Seine Familie floh in den 1980er-Jahren, da war er noch ein Kind, vor dem Bürgerkrieg nach Kalifornien. Im Jahr 2015, kurz bevor Bukele zum Bürgermeister von San Salvador gewählt wurde, kehrte er, inzwischen US-amerikanischer Staatsbürger, dauerhaft zurück, um die Umbrüche im Land zu dokumentieren.

In den Videos, die Journalisten oder Influencer im Cecot aufgenommen haben, ist fast immer der gleiche Gang zu sehen. Er führt durch zwei Blöcke mit voll belegten, blitzsauberen Zellen, aus denen Männer mit tätowierten Gesichtern starren.

Aber wie der Alltag im Cecot aussieht, das verraten die Videos nicht.

Jeden Morgen, noch bevor die letzten Gefangenen mit Waschen und Toilette fertig sind, beginnt die tägliche Zählung, berichtet Juan Carlos. „Conteo! – Zählung!“, hallt die Stimme des Wachhabenden durch den Korridor. Daraufhin ruft ein Insasse nach dem anderen seine Nummer: ⟶



„Uno!“
„Dos!“
„Tres!“
So lange, bis es wieder still ist.

Der Wachhabende kontrolliert die Liste, auf der die Zahl der Häftlinge vermerkt ist, dann geht er weiter zur nächsten Zelle.

„Conteo!“
„Uno!“
„Dos!“
„Tres!“
Einen Namen trägt hier keiner der Insassen mehr.

Gleichzeitig rollen Edelstahlwagen durch die Gänge, darauf Plastikboxen mit dem immer gleichen Essen: Tortillas, eine Handvoll Bohnen, ein bisschen Ei, dazu dünner Kaffee oder Atol, ein Heißgetränk aus Maismehl. Die Boxen werden durch Klappen in die Zellen geschoben. Meist hocken sich die Männer nach Banden aufgeteilt gegenüber. Alle essen mit den Händen, Besteck gibt es keines, es könnte zur Waffe werden.

Nach einer halben Stunde werden die Boxen eingesammelt. Wer Medikamente braucht, bekommt sie jetzt verabreicht, direkt in den Mund. Nach dem Schlucken reißen die Gefangenen den Mund auf; die Wärter kontrollieren, ob die Medizin eingenommen wurde.

„Ejercicio!“, schreit der Mann mit der Totenkopf-Sturmhaube dann, Programmpunkt: Bewegung.

Im Korridor stehen schwer bewaffnete Wärter in Schutzwesten, während die Gefangenen synchron turnen. Ein Aufseher macht es vor: Beine spreizen. Nach vorn beugen. Linke Hand zum rechten Fuß. Rechte Hand zum linken Fuß. Eine halbe Stunde lang, bis eine schrille Pfeife ertönt: Rückkehr in den Käfig. Danach öffnet sich die nächste Zelle. Bei 32 Zellen pro Trakt dauert das den gesamten Tag.

„Hora de dormir! Zeit zu schlafen!“, ruft der Mann mit der Totenkopfsturmhaube um 21 Uhr. Alle Gefangenen müssen auf ihren Pritschen liegen. Dringt danach noch ein Klappern aus der Zelle, steht sofort ein Aufseher am Gitter.

Wer gegen die Regeln verstößt, landet in Isolationshaft, einem fensterlosen Betonraum mit einem winzigen Luftloch in der Decke. Bis zu 15 Tage können Gefangene dort eingesperrt werden, in absoluter Stille und Dunkelheit. Bisher habe der Gefängnisarzt so lange Aufenthalte jedoch verhindert, heißt es.

Nachts finden regelmäßig und ohne Vorankündigung Durchsuchungen der Zellen statt, oft wenn Journalisten da sind. Auch Juan Carlos hat einer beigewohnt. Dutzende Aufseher mit schwarzen Sturmhauben und Gummihandschuhen marschieren dann durch den Korridor. „Alle an die Wand!“, ruft der Wachhabende.



Der preisgekrönte Fotograf Juan Carlos berichtet aus Kriegs- und Krisengebieten. Er war in Afghanistan, Syrien und der Ukraine im Einsatz. Seine Bilder erscheinen in der „New York Times“, „National Geographic“ und „El País“. Juan Carlos lebt mit seiner Familie in Los Angeles und San Salvador.

Sobald er die Tür öffnet, rennen die Gefangenen ohne Kommando aus der Zelle, vornüber gebeugt, die Hände hinter dem kurz geschorenen Kopf verschränkt. Im Korridor bleiben sie, nur mit weißen Boxershorts bekleidet, vor den Aufsehern stehen, die ihnen Handschellen anlegen und in die aufgerissenen Münder schauen, um zu kontrollieren, ob dort etwas versteckt ist. Dann laufen die Häftlinge weiter, hocken sich eng aneinandergereiht auf den Boden und rühren sich nicht, bis die Zellen durchsucht sind.

Einmal durfte Juan Carlos ein Interview mit einem Insassen führen, der erklärte, er habe Hunderte Unschuldige getötet. Er bereue alles, sagte der Mann, er habe nichts anderes verdient, als für immer im Cecot einzusitzen. „Alles klang gescriptet“, sagt Juan Carlos.

Er würde gern noch einmal im Cecot fotografieren. Ihn fasziniert dieser Ort, der in seinen Augen einerseits für eine neu gewonnene Sicherheit steht, andererseits für Unterdrückung und staatliche Repression. Doch seit seinem letzten Besuch vor zwei Jahren hat er keine Genehmigung mehr erhalten. Er sei schon zu oft da gewesen, lautet die Begründung. Juan Carlos vermutet, es habe mit den Zeitungsartikeln zu tun, die mit seinen Fotos bebildert wurden. In vielen wurde kritisch über das Gefängnis berichtet. ●

Was ist Wahrheit, was Legende?

Von Hermann dem Cherusker über die Nibelungensage bis zur Loreley am Rhein: Fesselnder Mythos oder von der Geschichtsschreibung belegt?



Jetzt im Handel!

Eine Marke der **FUNKE** Mediengruppe

Lust auf noch mehr Wissen?

6 Ausgaben + gratis E-Paper + 10 € Gutschein für 24 €

6 Ausgaben E-Paper + 10 € Gutschein für 14,49 €

www.hoerzu-wissen.de/wahl

Die Fiat-Uno-Bande

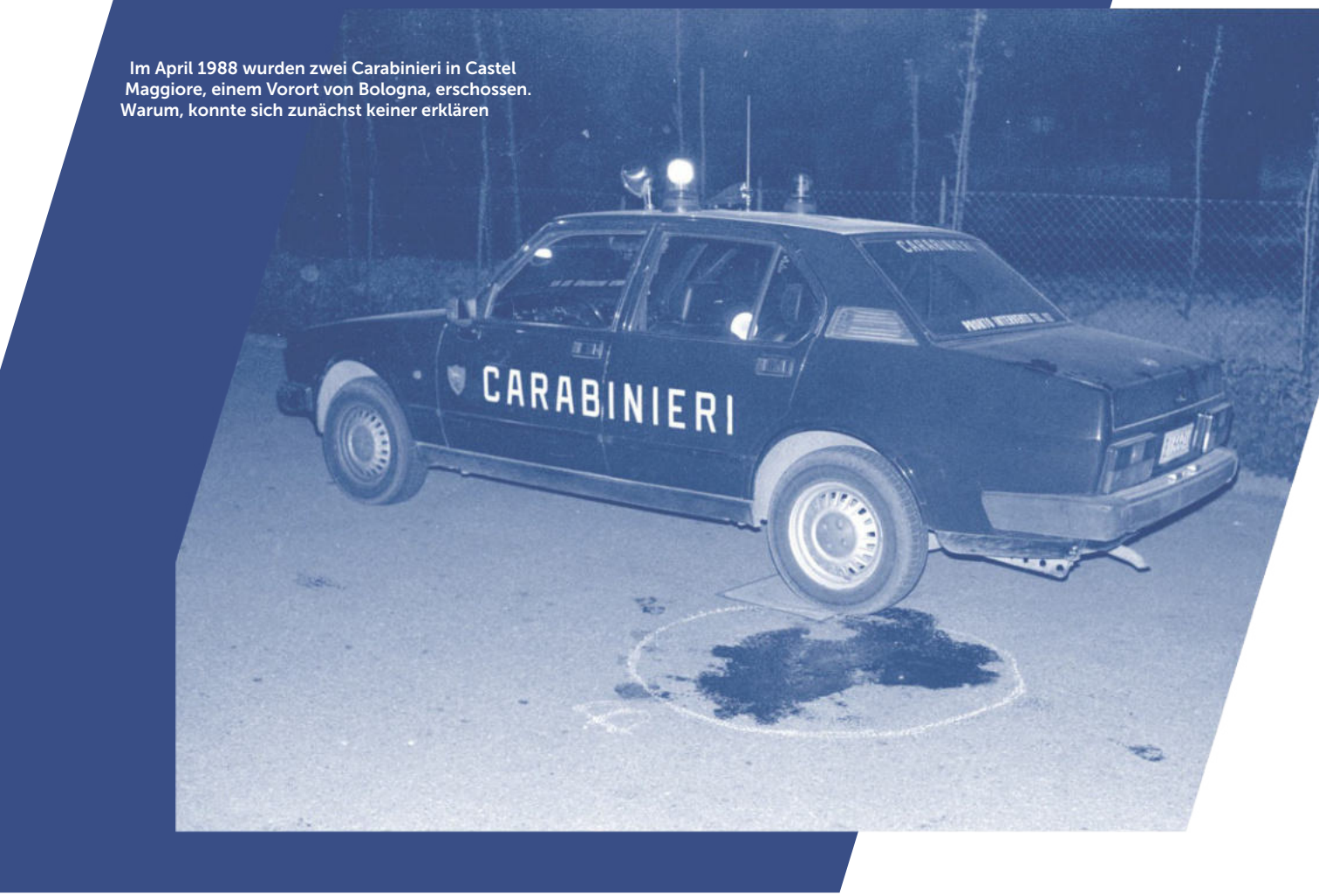
VON **JAN RÜBEL** FOTOS **ALISA MARTYNOVA**



Meist benutzten die Täter gestohlene Fiat Uno für ihre Beutezüge. So auch am 6. Oktober 1990, als sie einen Tabakladen in Bologna ausraubten. Den ausgebrannten Fluchtwagen fand die Polizei zwei Tage später

Sie überfielen Banken und ermordeten Carabinieri. Jahrelang wusste niemand, wer sie waren. Bis zwei Ermittler eine Entdeckung machten, die ganz Italien erschütterte.





Im April 1988 wurden zwei Carabinieri in Castel Maggiore, einem Vorort von Bologna, erschossen. Warum, konnte sich zunächst keiner erklären

An einem milden Samstagabend saß Primo Zecchi in einer Straße am nördlichen Stadtrand von Bologna im Auto und hörte Radio. Es war der 6. Oktober 1990. Zecchi, 51, von Beruf Straßenreiniger, wartete auf den Reisebus, der seine Frau und seine Tochter von einem Betriebsausflug zurückbringen würde. Da tauchten auf der anderen Seite der Via Zanardi plötzlich zwei Männer mit Sturmhauben auf.

Zecchi sah, wie sie ihre Revolver zückten und sich von hinten einem Mann näherten, der einen Borsello trug, eine Umhängetasche für Herren. Einer der Sturmhaubenmänner sagte: „Her mit der Tasche, sonst gibt es Tote." Der angesprochene Mann rannte davon, in Richtung eines Tabakladens. Er wurde von zwei Schüssen niedergestreckt, sie trafen ihn in den linken Arm und in die Leiste.

Zecchi beobachtete, wie die Sturmhaubenmänner den Verletzten am Boden liegen ließen und den Tabakladen überfielen. Nachdem sie zu ihrem grauen Fiat Uno gelaufen waren, gab Zecchi sich einen Ruck. Er stieg aus seinem Auto. Den Leuten, die neugierig aus den Fenstern eines rot gemauerten Wohnhauses auf die Straße spähten, rief er zu, dass sie die Polizei verständigen sollten.

„Gehen Sie schnell weg!", rief jemand.

„Ja, ja, ich notiere nur das Kennzeichen", antwortete Zecchi.

Er hatte sich gerade wieder ins Auto gesetzt, da packte ihn einer der Sturmhaubenmänner am Kragen, zerrte ihn auf die Straße und schoss ihm zweimal in den Kopf.

Es war eine Hinrichtung mit Publikum, eine Demonstration.

Als Zecchis Frau und seine 23-jährige Tochter wenig später aus dem Reisebus stiegen, sahen sie viel Polizei und ein weißes Laken, das einen Leichnam verhüllte. „Mama", sagte die Tochter, „ich sehe Papa nicht." So würde Zecchis Frau es später erzählen.

Heute, 36 Jahre später, schimmert das Gemäuer des Wohnhauses noch immer rot. In das Tabakgeschäft ist ein Gemischtwarenladen mit Bar eingezogen. Nur eine schmale Gedenktafel erinnert an den Mord, der hier von der Fiat-Uno-Bande verübt wurde.

Zwischen 1987 und 1994 beging die Bande 103 Straftaten, darunter 73 Raubüberfälle. Etwas mehr als umgerechnet eine Million Euro erbeuteten die Gangster. Sie töteten 23 Menschen und verletzten 114.

Ihren Namen erhielt die Bande, weil sie meist mit gestohlenen weißen Fiat Uno an den Tatorten aufkreuzte. Der Fiat Uno ist eines der meistgefahrenen Autos Italiens; allein im Jahr 1989 wurden 382.500 Exemplare neu zugelassen. Ideal, um nach einem Überfall wieder unterzutauchen. Je gefürchteter die Bande wurde, desto eher zuckten die Leute



Die beiden Kommissare Pietro Costanza (l.) und Luciano Baglioni erinnern sich genau an den Fall. Für sie war er auch eine persönliche Angelegenheit: Ein befreundeter Kollege war von den Gangstern getötet worden

vor Angst zusammen, wenn sie, beim Einkauf vorm Supermarkt oder bei einer Bank, einen weißen Fiat Uno sahen.

Die Gewalt der Bande schien wahllos zu sein, brutal und enthemmt. Zuerst hatte sie es auf Mautstellen an Autobahnen abgesehen, später raubte sie Postämter, Geldtransporter und Banken in den Regionen Emilia-Romagna und Marken aus.

Viele Zeitgenossen erinnerten die Taten an „Clockwork Orange“, einen Film von Stanley Kubrick, erschienen 1971, in dem eine Jugendbande Gewaltorgien verübt. Oder an die sogenannte Killerbande von Brabant, die zwischen 1982 und 1985 in der belgischen Provinz Restaurants, Supermärkte und Juweliere überfiel und 28 Menschen tötete.

Doch es gab einen gewichtigen Unterschied: Aus irgendeinem Grund hatte es die Fiat-Uno-Bande auch auf Polizisten abgesehen.

Es ist ein heißer Tag Mitte Mai, als der pensionierte Kriminalkommissar Luciano Baglioni seinen weißen Mercedes durch die breiten Boulevardstraßen von Rimini lenkt, einer Stadt an der Adriaküste, etwa 120 Kilometer von Bologna entfernt. Sein Ellbogen liegt auf dem offenen Fenster, die blaue Jeansjacke flattert im Fahrtwind, während sein Blick aus alter Gewohnheit die Bürgersteige scannt. Die Touristen und Hafenarbeiter, auch die Straßenverkäufer, die Sonnenbrillen und Spielzeug feilbieten.

„Ich vermisse die Arbeit, die Spurensuche und das Adrenalin“, sagt Baglioni. Er ist ein kleiner Mann mit borstigem Haar, 65 Jahre alt, seit fünf Jahren außer Dienst. Als er erstmals auf die Fiat-Uno-Bande stieß, war er 27 Jahre alt. Ein junger Inspektor bei der Kriminalpolizei in Rimini.

Es war im Oktober 1987. Ein Autohändler hatte sich an Baglioni und seine Kollegen gewandt. Er hatte einen Erpresserbrief erhalten: „Entweder du gibst uns 30 Millionen Lire, oder wir bringen dich um.“

Der Autohändler sollte im Süden Riminis allein auf die Autobahn fahren und unter jeder Brücke halten. Sobald er ein herabhängendes Seil sah, sollte er einen Aktenkoffer mit dem Geld daran befestigen – so hatten es ihm die Erpresser aufgetragen. Der Autohändler hielt sich daran. Nur war er nicht allein. In seinem Auto saßen Polizeibeamte, außerdem folgte ihm ein weiterer Wagen, mit an Bord: der junge Inspektor Luciano Baglioni.

Der Autohändler hielt an der Brücke, von der ein Seil baumelte. Die Erpresser hatten sich in einem Straßengraben verschanzt. Als sie begriffen, dass der Autohändler nicht allein war, schossen sie mit Schrotflinten.

Eine Polizistin wurde an den Beinen verletzt, ein anderer Beamter am Hals erwischt. Den Einsatzleiter, Polizeihauptmann Antonio Mosca, trafen fünf Kugeln in den Brustkorb. Die Erpresser entkamen. Mosca überlebte schwer verletzt. Doch die bleihaltige Jagdmunition löste einen Tumor aus, an dem er zwei Jahre später starb.

„Er war ein enger Freund“, sagt Baglioni heute und seine Stimme fängt an zu flackern.

Er will jetzt einen schnellen Espresso trinken. Unweit des Hafens steuert er seine Stammbar an. Draußen, auf der überdachten Terrasse, sitzt zufällig Pietro Costanza, Baglionis ehemaliger Partner, mit dem er die Ermittlungen im Fall der Fiat-Uno-Bande leitete.

Baglioni setzt sich zu ihm und bestellt einen Espresso. Costanza zündet sich eine dünne Winchester an. Er ist 69 Jahre alt, ein Mann mit dunklem Dreitagebart, an seinem Hemdausschnitt klemmt eine goldene Ray-Ban.

Spricht man Costanza auf die Fiat-Uno-Bande an, werden seine braungrünen Augen hart. Dann erzählt er von dem Versprechen, das er Antonio Mosca gab, seinem Freund und Vorgesetzten, als er an dessen Sterbebett trat. Er werde nicht eher in Rente gehen, bis sie seine Mörder geschnappt hätten, schwor Costanza.

Während Baglioni und Costanza die Männer suchen, die ihren Freund getötet hatten, nahmen verschiedene Staatsanwaltschaften Ermittlungen wegen der zahlreichen Überfälle auf, die sich in der Emilia-Romagna und den Marken zutrugen. Über ihre Arbeit tauschten die Behörden sich nicht aus. Erst 1991 zogen sie in Betracht, dass es zwischen den einzelnen Taten einen Zusammenhang geben könnte. Unterschiedliche Thesen kursierten: Mal sollten es Banditen aus Süditalien auf „Durchreise“ sein. Mal hieß es, eine neue Mafia würde sich etablieren. Bald war der Name Fiat-Uno-Bande geboren.

Exemplarisch für das Vorgehen der Bande war ein Überfall im Februar 1988. In Casalecchio di Reno, einer Gemeinde im Großraum Bolognas, hatten die Gangster einen Geldtransporter mit einer Bombe zum Halten gebracht und ihn mit Kugeln durchsiebt. Ein Wachmann starb, drei weitere wurden verletzt. Doch das Geld, von Explosionstrümmern bedeckt, fassten die Angreifer nicht an. Stattdessen fuhren sie seelenruhig in einem Lancia Y10 davon. Einer der Gangster saß im offenen Kofferraum und ließ seine Beine heraushängen, in den Händen ein Maschinengewehr. ⟶

Vorherige und diese Seite: Fotos: Luciano Nadalini (2)



Die Gang schlug immer wieder in der Emilia-Romagna und den Marken zu. Im Januar 1990 überfiel sie eine Post in Bologna (l.). Im Februar 1988 einen Supermarkt in Casalecchio (M.). Im April 1991 eine Tankstelle in Bologna. Dabei wurde ein 50-jähriger Tankwart ermordet

Ähnlich war es etwa drei Wochen zuvor gewesen, als die Bande einen Geldtransporter auf einem Supermarktparkplatz überfallen hatte. Ein neunjähriges Kind wurde von neun Kugeln getroffen, überlebte schwer verletzt. Aber das Geld ließen die Gangster auf der Straße liegen.

Berufsmäßige Straftäter meiden meist jedes Aufsehen. Doch dieser Bande schien es um etwas anderes zu gehen. Es wirkte, als würde sie ausziehen, um andere das Fürchten zu lehren.

Im Januar 1994 traten Baglioni und Costanza einem zehn Mann großen Team unter der Leitung der Staatsanwaltschaft in Rimini bei, das die Erkenntnisse der verschiedenen Behörden endlich bündeln sollte. Das Team bestand aus Kriminalpolizisten und Carabinieri, die traditionell in Konkurrenz zueinander standen. Bereits nach sechs Monaten wurde es aufgelöst. Wegen Kompetenzgerangels unter den verschiedenen Staatsanwaltschaften sollten die Untersuchungen nun von Rom aus geführt werden. Baglioni und Costanza ermittelten auf eigene Faust weiter.

Viel wussten sie nicht. Doch eines war offensichtlich: Die Gangster hatten es nun vor allem auf Banken abgesehen. Immer morgens, kurz bevor die Filialen öffneten, schlugen sie zu. Normalerweise nahmen sie alle Videokassetten aus den Überwachungskameras mit. Doch einmal, beim Überfall auf eine Bank in Cesena, begingen sie einen Fehler und übersahen eine Videokassette. Seither hatten Baglioni und Costanza zumindest ein Fahndungsfoto. Es zeigte einen großen, muskulösen Mann, der eine voluminöse Perücke und eine Ray-Ban-Sonnenbrille trug.

Baglioni und Costanza prüften Dutzende Banken. Da sie wussten, dass die Bande schnelle Fluchtwege bevorzugte, konnten sie die Zahl der gefährdeten Geldinstitute auf sieben eingrenzen.

Am Morgen des 3. November 1994 parkten die beiden Ermittler unweit einer Bank, die sie in die engere Auswahl genommen hatten. Da fiel ihnen ein weißer Fiat Tipo auf, ein Kleinwagen, etwas größer als ein Fiat Uno. Er fuhr langsam heran und hatte Kennzeichen, die nur schwer lesbar waren.

Als Baglioni und Costanza wenig später zu einer zweiten Bank fuhren, nur 200 Meter entfernt, und ihnen derselbe Fiat langsam entgegenkam, wurden sie stutzig. Sie wendeten und folgten dem Auto.

Nach ein paar Kilometern bog der Fiat ab und kletterte eine Nebenstraße empor, die sich in eine Serpentine verwandelte. Der Asphalt wurde enger, während sich die Straße Kehre für Kehre den Hügel hinaufwand. An einer Weggabelung verloren sie den Fiat.

Baglioni und Costanza beschlossen, rechts abzubiegen, und landeten schließlich in Torriana, einem 1000-Seelen-Ort. Aus den Augenwinkeln sahen sie dort den weißen Fiat wieder. Sie parkten rasch am zentralen Platz, eilten zu Fuß weiter und erkannten gerade noch, wie ein Mann den Fiat verließ. Er war hochgewachsen und stieg elf Stufen nach oben, bevor er hinter der Holztür eines Hauses verschwand.

Da sie nur einen Verdacht, aber keine Beweise gegen den Mann hatten, suchten Baglioni und Costanza das örtliche Einwohnermeldeamt auf. Dort erfuhren sie, wer hinter der Holztür wohnte: Fabio Savi.

Der Beamte zeigte ihnen eine Fischereilizenz mit Foto. Costanza holte das Fahndungsfoto aus seiner Brieftasche. „Scheiße“, sagte er, als er die beiden Fotos miteinander verglich. Auf ihnen war ein und derselbe Mann zu sehen.

Zurück im Büro in Rimini spuckte der Computer aus, dass auf Fabio Savi, 34, mehrere Waffen zugelassen waren, darunter



Ging es ihnen um Geld? Oder um die Gewalt selbst?

ein Jagdgewehr SIG Manurhin – genau so eines war bei früheren Überfällen der Fiat-Uno-Bande benutzt worden.

Da Savi in Cesena geboren war, eilten die beiden Ermittler zum dortigen Register, um weitere Verwandte ausfindig zu machen. Sie stießen auf einen sechs Jahre älteren Bruder. Das Einzige, was über Roberto Savi in der Akte stand, war, dass er ebenfalls jede Menge Waffen besaß und inzwischen in Bologna lebte. Also fuhren Baglioni und Costanza nach Bologna, zur Polizeidirektion, auf der sich jeder Waffenbesitzer registrieren muss.

Auf der Questura holte eine Beamtin die Akte von Roberto Savi hervor. Darin war auch ein Foto enthalten.

„Das sieht ja aus wie das Phantombild oben im Flur“, sagte die Beamtin und zeigte auf ein Bild, das eine Augenzeugin im Jahr 1991, nach einem Überfall auf einen Waffenladen in Bologna, hatte anfertigen lassen.

Baglioni und Costanza schauten abwechselnd auf das Foto und das Bild. Tatsache! Es handelte sich um denselben Mann.

Vom Nebentisch stand ein neugierig gewordener Polizist auf und sah sich das Foto aus der Akte an. „Aber das ist doch unser Kollege aus der Einsatzzentrale!“, rief er.

Baglioni und Costanza erstarrten.

„Meine Beine wurden steif und weich zugleich“, erinnert sich Baglioni heute. Er konnte es nicht fassen. Offenbar war einer der Männer, die sie seit Jahren suchten, tatsächlich Polizist.

Costanza und er schauten sich nervös um. Gab es hier etwa Mitwisser? Waren noch mehr Polizisten Mitglieder der Fiat-Uno-Bande?

Sie durften jetzt keinen Fehler machen, sich nichts anmerken lassen. Baglioni und Costanza taten so, als hätten sie sich geirrt und zogen davon.

Eine verdeckte Ermittlung begann. Baglioni und Costanza erhielten Verstärkung aus Bologna und Rom. Sie hörten Fabio und Roberto Savi ab, die per Telefon und Funk miteinander kommunizierten.

Am 21. November 1994 um vier Uhr morgens brachen die beiden Brüder in getrennten Fahrzeugen auf, um eine Bank in Marina di Ravenna zu überfallen. Sie wurden von Polizeiwagen verfolgt.

Da es neblig war, fuhren die Beamten dichter auf. Die Brüder wurden misstrauisch. Roberto Savi funkte seinen Bruder an: „Verschwinde! Ich habe heute Abend Dienst. Wenn alles in Ordnung ist, rufe ich dich an, und du kommst zurück.“

Um 19 Uhr fuhr Roberto Savi aufs Revier. Er arbeitete als Polizeiobermeister im Funk- und Lagezentrum der Polizei Bolognas. Kurz nachdem er seine Schicht angetreten hatte, wurde er von fünf Beamten umrundet und festgenommen.

In seiner Garage fanden die Ermittler drei Gewehre, sechs Pistolen, 4462 Patronen Munition, mehrere Dolche, vier Kilogramm Schießpulver und fünf Kilogramm Chemikalien, aus denen sich Sprengstoff herstellen ließ.

Fabio Savi, der versucht hatte zu fliehen, wurde mit seiner Freundin an der Grenze zu Österreich geschnappt.

In den Folgetagen nahmen die Beamten einen dritten Bruder fest, von dem Baglioni und Costanza im Register in Cesena zunächst nichts erfahren hatten, da er an einem anderen Ort geboren worden war: Alberto Savi, der Jüngste der drei, war Verkehrspolizist in Rimini.

Die drei Brüder bildeten den Kern der Fiat-Uno-Bande. Hinzu kamen drei weitere Mitglieder, allesamt Polizisten. ⟶

Fotos: Luciano Nadalini (2); Fotoarchiv Paolo Ferrari © Genus Bononiae – Edizioni Minerva, Bologna

Nur Fabio Savi, der zuletzt als Lkw-Fahrer gearbeitet hatte, war wegen einer Sehschwäche nicht bei der Polizei genommen worden.

Die Hierarchie der sechsköpfigen Bande war klar geregelt. Roberto, der Älteste, stand an der Spitze. Er galt als unnahbar, schweigsam und in sich gekehrt. Er wurde der „Mönch" genannt. Seine Ex-Kollegen bei der Polizei hatten ihn als zuverlässig geschätzt. Jahrelang war der „Mönch" bei der Arbeit an seinem eigenen Phantombild vorbeigegangen. Hin und wieder hatten die Kollegen über die Ähnlichkeit gescherzt, aber Savi hatte nur lächelnd die Schultern gezuckt.

Fabio Savi wurde wegen seiner Körpergröße der „Lange" genannt. Er war der zweite Mann hinter Roberto. Er machte viel Kraftsport, galt als leicht aufbrausend, arrogant und skrupellos. Bei den Raubzügen hatte er oft als Erster geschossen.

Alberto, der Jüngste der drei, war das schwächste Glied der Bande. Ein Mitläufer, der von seinen beiden älteren Brüdern als dumm verhöhnt wurde.

Gleich nach seiner Festnahme gestand Alberto Savi alles und beschuldigte die anderen. Auch Fabio gab alle Vorwürfe zu – seine ebenfalls in Gewahrsam genommene Freundin hatte mit der Polizei kooperiert. Nur Roberto Savi, der Kopf der Bande, stritt zunächst alles ab. Doch als ihn die Ermittler mit ballistischen Gutachten konfrontierten, gestand er alles, was ihm zur Last gelegt wurde.

Der Prozess fand im Sommer 1995 in einem hochgesicherten Saal des Schwurgerichts in Bologna statt. Dutzende Journalisten aus dem In- und Ausland hatten sich akkreditiert. Viele Italiener verfolgten den Prozess per Liveschalte im Radio. Roberto Savi nickte die Anklagepunkte mit einem emotionslosen „affermativo" oder „negativo" im Polizeijargon ab.

Im März 1996 erging das Urteil: Die Brüder bekamen lebenslang, wegen mehrfachen Mordes und Bildung einer kriminellen Vereinigung. Auch die anderen drei Mitglieder wurden zu jahrelangen Haftstrafen verurteilt.

Damit könnte die Geschichte zu Ende sein. Aber manche Geschichten enden nie.

An einem Donnerstag im Mai sitzt ein Mann in der Altstadt Bolognas vor einer Bar und nippt an einem Espresso. Alberto Capolungo ist 69, ein ehemaliger Lehrer mit einem jung gebliebenen Lausbubengesicht. Eigentlich ist er stets um Sachlichkeit bemüht. Doch seitdem zwei Tage zuvor ein Fernsehinterview mit Roberto Savi ausgestrahlt wurde, fällt es Capolungo schwer, nicht die Beherrschung zu verlieren.

Sein Handy klingelt im Zehnminutentakt, Journalisten fragen ihn nach einem Kommentar, nach einer Einordnung. Er sagt dann Sätze wie: „Es gibt Fragen, die vertieft werden müssen." Oder: „Kein Prozess konnte klären, warum mein Vater getötet wurde."

Capolungos Vater Pietro war 66 Jahre alt, als er im Mai 1991 erschossen wurde.

Wie jeden Morgen hatte sich Pietro Capolungo von seinem Sohn Alberto, der damals noch zu Hause wohnte, verabschiedet, dann war er zu dem Waffenladen gegangen, in dem er seit seiner Pension arbeitete. Capolungo war ein ehemaliger Carabiniere. In dem Waffenladen kümmerte er sich darum, dass die verkauften Pistolen und Gewehre ordnungsgemäß bei den Behörden registriert wurden. Zum Mittagessen wollten er und sein Sohn sich wiedersehen.

Doch Alberto Capolungo wartete vergebens. Sein Vater, eigentlich immer pünktlich, kam nicht.

Die erste Kugel hatte die Bauchaorta von Pietro Capolungo durchtrennt und war am Rücken wieder ausgetreten. Die zweite hatte ihn an der Kehle getroffen und seinen Körper an der rechten Schläfe verlassen.

Auch die Besitzerin des Waffenladens war ermordet worden. Warum, konnte nie geklärt werden. Fest steht nur, dass die Fiat-Uno-Bande in diesem Laden regelmäßig Waffen und Schießpulver für ihre Gewaltzüge gekauft hatte.

Als die Polizei ihn verhörte, sagte Fabio Savi, sie hätten Waffen erbeuten wollen. Roberto Savi, sein älterer Bruder, raunte dagegen vor Gericht, Pietro Capolungo sei das Ziel von Nachrichtendiensten gewesen. Als er nun, im Mai 2026, zur Primetime auf Rai Due interviewt wurde, wiederholte er diese Unterstellung. Halb Italien schaute zu, als Roberto Savi nach Jahrzehnten sein öffentliches Schweigen brach.

Die ersten 25 Minuten ließ er die Neugier der Interviewerin an sich abperlen. Auf die Frage, wie er sich angesichts der vielen Toten fühle, nuschelte er ein schlichtes „Nicht gut". Über die Bande erzählte er ohne einen Hauch von Reue oder Mitgefühl. „Sie haben geschossen, also haben wir auch geschossen", sagte er achselzuckend.

Doch dann kam die Sprache auf Pietro Capolungo. „Haben sie Sie beauftragt, ihn zu beseitigen?", fragte die Interviewerin. Mit „sie" meinte sie italienische Geheimdienstkreise.

Savi nickte. „Sie brauchten einen Vorwand, um ihn irgendwie loszuwerden." Nach einer Weile ergänzte er: „Ach ja … na ja, jedenfalls haben sie uns geholfen. Sie haben dafür gesorgt, dass wir nicht erwischt werden."

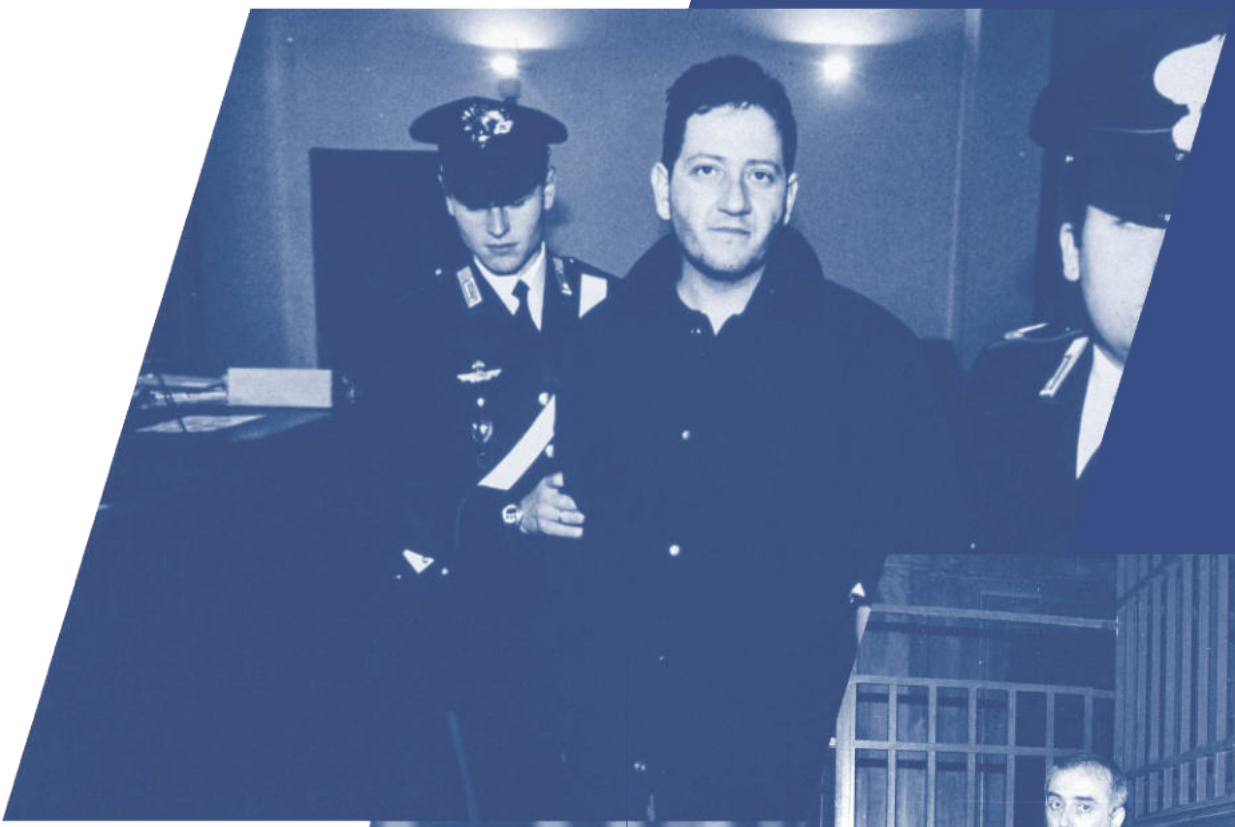
Danach war die Aufregung groß. Alle überregionalen Zeitungen Italiens berichteten. Das Interview nährte einen alten Verdacht: Schon nach der Verhaftung der drei Brüder hatten Medien gemutmaßt, dass nicht alle Täter und Mitwisser hinter Gittern waren. Dass da noch mehr sein mussten.

Nun wurde die Frage erneut aufgeworfen: Handelte es sich bei den Mitgliedern der Fiat-Uno-Bande nicht nur um Serienmörder, die sich an Gewalt ergötzten, sondern etwa auch um Handlanger politischer Kreise?

Spricht man Alberto Capolungo darauf an, dass der Geheimdienst in die Tötung seines Vaters verwickelt gewesen sein soll, zischt er: „Roberto Savi ist ein notorischer Lügner. Und nun beschmutzt er den Namen meines Vaters." Der habe als Carabiniere in der Verwaltung gearbeitet, ein bescheidenes Leben geführt. „Er ein Agent? Fantasterei!" ⟶

Fotos: Mauritius Images/LaPresse/Alamy (2); Luciano Nadalini

Die Ermittler fanden sechs Pistolen, drei Gewehre und 4462 Schuss Munition





Fabio Savi (o.) wurde der „Lange“ genannt. Er galt als arrogant und skrupellos. Sein älterer Bruder Roberto (r.), hier in einem Käfig vor Gericht, war der Kopf der Bande. Der jüngste Bruder Alberto (u.) war ein Mitläufer, über den sich die anderen beiden lustig machten

Doch obwohl Alberto Capolungo vehement bestreitet, dass sein Vater für den Geheimdienst arbeitete, findet auch er, dass es eine Menge Ungereimtheiten in der Geschichte der Fiat-Uno-Bande gibt. „Es gibt Leute, die mehr wissen und nicht reden“, sagt er.

Erst im Januar 2026 wurde die Leiche eines ehemaligen Mitglieds der Fiat-Uno-Bande erhängt in seinem Haus gefunden. Pietro Gugliotta hatte wegen der Beteiligung an zwei Überfällen eine Gefängnisstrafe von 14 Jahren abgesessen. Seine Anwältin sagt, Gugliotta habe sie kurz vor seinem Tod angerufen. „Ich muss dringend mit Ihnen sprechen, wir müssen uns treffen“, habe er gesagt. Doch die Anwältin hatte keine Zeit.

Das Rathaus von Bologna ist ein wuchtiger Backsteinbau aus dem Mittelalter. Alberto Capolungo läuft durch die langen, grauen Gänge. Er ist kein Freund von Verschwörungen, er ist ein Mann der Fakten – und er hat eine Mission: Er will, dass die grausamen Taten der Fiat-Uno-Bande nicht in Vergessenheit geraten.

In den ersten Jahren nach dem Tod seines Vaters habe er seine Gefühle in sich eingeschlossen, sagt Capolungo. Doch etwas habe unaufhörlich an ihm genagt. Er verstand nicht, warum sein Vater ermordet worden war. Er brauchte Klarheit. Deshalb gründete er einen Verein für die Hinterbliebenen der Opfer der Fiat-Uno-Bande.

An einer rostbraun gestrichenen Tür hält Capolungo an, daneben prangt ein Schild: „Büro Massaker-Opfer“. Bologna hat in seiner jüngeren Vergangenheit viel politische Gewalt erlebt, vor allem von rechts. Da nicht alle Taten vollständig aufgearbeitet wurden, hat die Stadt das Büro eingerichtet, das sich Capolungos Verein mit anderen Opfergruppen teilt.

Drinnen stapelt sich überall Papier, auf weißen Tischen und grünen Metallschränken. Capolungos Verein hat alle Verbrechen der Fiat-Uno-Bande katalogisiert und QR-Codes an den Tatorten angebracht. Vor allem aber hat er Alessandro Gamberini beauftragt, den gesamten Komplex neu zu untersuchen.

Gamberini ist einer der renommiertesten Strafverteidiger Italiens. Er ist 78 Jahre alt, ein Mann mit vollem, weißem Haar und einem aristokratisch anmutenden Schnurrbart. Sein Team, bestehend aus zwei Anwälten und zwei Mitgliedern des Hinterbliebenenvereins, hat alle Berichte und Zeugenaussagen erneut gelesen und ist dabei auf eine Vielzahl von Ermittlungsfehlern gestoßen. Auf Hinweise, denen nie nachgegangen wurde. Auf nie identifizierte Personen an Tatorten und falsche Zeugenaussagen.

Vor allem eines kommt Gamberini eigenartig vor: die vielen sinnlos erscheinenden Morde an Polizisten.

Im April 1988 erschoss die Fiat-Uno-Bande zwei Carabinieri in Castel Maggiore, einem Vorort Bolognas. Nach seiner Verhaftung sagte Roberto Savi, dass sie damals einen Raubüberfall begehen wollten. Als plötzlich der Streifenwagen eingetroffen sei, seien sie „gezwungen gewesen zu schießen“. Zeugen berichteten allerdings, dass die Carabinieri unmittelbar vor der Tat an einer Bahnschranke gewartet hatten, bevor sie das Blaulicht einschalteten und davonfuhren, als habe sie jemand gerufen.

Als die Staatsanwaltschaft den Fall untersuchte, fehlten ausgerechnet die Dienstbefehle. Eine Erklärung dafür gab es nicht. Ein Verdacht drängte sich auf: Könnte es nicht sein, dass die beiden Carabinieri von einem Kollegen per Funk in einen Hinterhalt gelockt wurden?

Auch in einem anderen Fall verschwanden Einsatzbefehle. Am 4. Januar 1991 hatten drei Carabinieri strikte Anweisung, in Pilastro zu bleiben, einem Vorort von Bologna. Sie sollten dort eine ehemalige Schule bewachen, in der Geflüchtete untergebracht waren. Doch aus irgendeinem Grund verließen sie ihren Standort und stießen auf einen weißen Fiat Uno. Die drei Carabinieri starben noch am Tatort.

Der Strafverteidiger Alessandro Gamberini sagt: „Dieser Angriff war das Ergebnis eines bis ins Detail ausgearbeiteten Hinterhalts.“

Doch die zentrale Frage lautet: Warum hatte die Fiat-Uno-Bande, eine Gang gewalttätiger Polizisten, es ausgerechnet auf andere Beamte abgesehen?

Die Antwort darauf könnte in der Biografie der Gebrüder Savi liegen.

Die Ex-Frau von Fabio Savi ließ vor Gericht eine umfassende Aussage verlesen. Darin gab sie zu Protokoll, dass die Verbrechen der drei Brüder auf das Verhältnis zu ihrem Vater zurückzuführen seien.

Savi senior war ein Waffennarr. Einer, der wenig sprach. Nur bei einer Sache wurde er redselig: wenn er berichtete, wie er im Zweiten Weltkrieg als Mitglied einer faschistischen Miliz Juden gejagt hatte.

Auch Savis drei Söhne waren Rechtsextremisten. Roberto Savi, der Älteste, war in seiner Teenagerzeit sogar Mitglied der Fronte della Gioventù gewesen, der „Front der Jugend“, einer rechtsextremen Organisation, der 1992 auch die 15-jährige Giorgia Meloni beitrat, die heutige Ministerpräsidentin Italiens.

Im Weltbild der Savi-Brüder wurden Menschen in lebenswert und nicht lebenswert eingeteilt. Die mit Waffen hatten Macht. Und die ohne Waffen hatten nichts. Diesen Sozialdarwinismus lebten sie aus.

Vor Gericht gaben die Savis zu, dass sie im Dezember 1990 zwei Lager, in denen Sinti und Roma lebten, mit einem Beretta-Sturmgewehr AR70 angegriffen hatten. Zwei Menschen starben, elf wurden verletzt.

Im Januar 1991 feuerten sie vier Schüsse auf den Marokkaner Driss Akespi ab. Er überlebte schwer verletzt.

Im August 1991 schossen sie auf drei Senegalesen. Malik Ndiaye, 29, und Babon Ceca, 27, starben. Ein dritter Mann namens Madiaw Diaw wurde schwer verletzt.

Der Strafverteidiger Gamberini ist sich sicher, dass die Brüder Savi nicht nur bei diesen rassistischen Anschlägen ⟶

Der Fall gibt noch immer Rätsel auf. Manche vermuten den Geheimdienst dahinter



Alberto Capolungo verlor seinen Vater. Heute steht er dem Hinterbliebenenverein vor und kämpft dafür, dass alle Verbrechen vollständig aufgeklärt werden

Waren sie nur Bankräuber? Oder auch Terroristen?



Dieses Wohnwagenlager, in dem vor allem Roma und Sinti lebten, wurde im Dezember 1990 Ziel eines rassistischen Anschlags. Bei der Beerdigung der beiden Todesopfer reihten sich Dutzende Trauerkränze aneinander

einem politischen Motiv folgten. „Die Taten der Bande lassen einen subversiven Plan erkennen“, sagt er.

Dazu muss man wissen, dass die Fiat-Uno-Bande in einer Zeit gesellschaftspolitischer Spannung agierte. Die Sozialdemokraten stellten in den 80er-Jahren erstmals den Ministerpräsidenten. Auch die Region um Bologna wurde links regiert. Italien wurde Einwanderungsland; die rechtspopulistische Partei Lega Nord entstand, die ganze Gesellschaft geriet in Aufruhr. Rechtsextreme Kräfte versuchten, das für ihre Zwecke zu nutzen.

Gamberini ist der Meinung, dass die Fiat-Uno-Bande nicht nur von Gier und Gewaltlust getrieben wurde. Er glaubt, dass sie mit ihren Überfällen und Polizistenmorden Angst säen und den linken Staat destabilisieren wollte. Zu dieser Vermutung würde passen, dass die Savis das erbeutete Geld mitunter am Tatort liegen ließen. Sollte Gamberinis These stimmen, wäre die Fiat-Uno-Bande eine rechtsextremistische Terrorgruppe gewesen. Fraglich ist jedoch, ob sie selbstständig handelte oder gezielt gesteuert wurde.

Alberto Capolungo schüttelt den Kopf. „Ja, es gibt Anhaltspunkte dafür, dass die Bande von gewissen Kreisen benutzt wurde. Aber keine Beweise.“ Die zwei Ermittler Luciano Baglioni und Pietro Costanza sagen: „Wir haben keinen Beweis für Hintermänner gefunden.“ Dass die Bande vom Geheimdienst gelenkt wurde, glauben sie nicht. „Welche Sicherheitsbehörde erlaubt ihren Leuten, solch ein Arsenal an Waffen zu horten?“

Der Anwalt Gamberini ist anderer Meinung. „Ich gehe davon aus, dass es im Hintergrund eine Organisation gab, von der die Fiat-Uno-Bande unterstützt wurde.“

Fast alle Bandenmitglieder sitzen noch heute im Gefängnis ein, auch die drei Brüder Savi. Lange hatte die Justiz keinen Anlass gesehen, weitere Fragen zu stellen. Doch zuletzt kam Bewegung in den Fall.

Seit der Opferanwalt Gamberini den Behörden eine 242 Seiten lange Akte mit seinen Erkenntnissen übergeben hat, ermittelt die Staatsanwaltschaft von Bologna erneut – wegen des Verdachts der Vertuschung. Sie sucht nach bislang unbekannten Komplizen.

Computerexperten versuchen nun, mithilfe von künstlicher Intelligenz Gesichter aus verschwommenen Videosequenzen und Fotos zu extrahieren. Forensiker analysieren alte DNA-Proben neu, und Carabinieri durchforsten vergilbte Berichte. Doch mehr erfährt man bislang nicht. „Angesichts des Verfahrensstands“, schreibt der zuständige Staatsanwalt, „wäre ein Interview unangebracht.“ ●

Foto: Luciano Nadalini

DEIN LONGEVITY-PLAN

Alles, was du brauchst für stabile Energie, gesunde Verdauung und nachhaltige Fitness.



Weniger Blähbauch, bessere Power.

Weniger Verspannung, bessere Haltung.

Weniger Heißhunger, bessere Stimmung.

Jetzt im Handel oder direkt online bestellen
Web: womenshealth.de/guide
Telefon: 040-855 388 90 I E-Mail: motorpresse@dpv.de



„DEUTSCHE EHEMÄNNER SCHLAGEN LIEBER DORTHIN, WO ES NICHT AUFFÄLLT"

Miriam Peters berät Frauen, die häusliche Gewalt erleiden. Da, wo sie besonders schutzlos sind: auf dem Land.

INTERVIEW VON **CHANTALE RAU**
FOTOS **CAROLIN WINDEL**

Eine Karte von Norddeutschland hängt an der Wand. Stecknadeln markieren Dörfer in Schleswig-Holstein wie Tatorte in einem Krimi: Pölitz bei Bad Oldesloe, Lütjensee bei Ahrensburg, Groß Sarau nahe Ratzeburg. Jede Nadel ein Hilferuf. Ein Ort, aus dem sich eine Frau gemeldet hat, die häusliche Gewalt erlebt. Vor der Karte sitzt Miriam Peters. Sie ist Gründerin der „Land-Grazien", einer Gewaltberatungsstelle für Frauen, die auf dem Land leben. Die Adresse des Büros, in dem dieses Gespräch stattfindet, muss geheim bleiben. Kein Schild am Eingang – aus Sicherheitsgründen. Meist ist Peters ohnehin nicht hier, sondern am Steuer eines umgebauten Transporters, ihres Beratungsmobils, unterwegs zum nächsten Einsatz. Zur nächsten Frau.

Frau Peters, wie sind Sie auf die Idee für das Beratungsmobil gekommen?

Ich war für ein Praktikum in einem Frauenhaus in Lübeck, dem größten in Schleswig-Holstein. Die Betten waren durchgehend belegt. Im Durchschnitt brachte jede Frau zwei Kinder mit. Wöchentlich kamen Anrufe: Wann habt ihr wieder Platz? Aber wir wussten selten, wann genau die nächste Frau wieder auszieht. Manche blieben wenige Tage, andere ein halbes Jahr. Dabei kam mir der Gedanke: Wenn wir hier in der Stadt nicht einmal allen helfen können – was machen dann die Frauen auf dem Land?

Welche Antworten haben Sie gefunden?

Bundesweit gibt es mehr als 700 Beratungsstellen und Frauenhäuser – jedoch hauptsächlich in großen und mittelgroßen Städten. Im ländlichen Raum gibt es kaum Anlaufstellen. Bei meiner Recherche vor der Gründung der Land-Grazien bin ich zwar auch auf mobile Beratungen gestoßen. Aber die haben sich dann etwa mit einem Wohnwagen zu festen Terminen auf den Dorfplatz gestellt – mit beschriftetem Banner. Solche Angebote wurden schnell eingestampft, weil gewaltbetroffene Frauen sich nicht vor ihrer Gemeinschaft outen wollten. Deshalb sind unsere Beratungsmobile getarnt: Die Beschriftung außen deutet auf Handwerkerunternehmen hin. Auch das Kennzeichen lassen wir öfter mal ändern.

„Die Leute sind verbandelt über Generationen. Da fällt es vielen schwer, eine unangenehme Wahrheit zu akzeptieren"

Sie haben mehrere Mobile?

Ja, wir arbeiten eng mit einem Autohersteller zusammen, der uns die Fahrzeuge kostenlos überlässt. Derzeit sind immer zwei, drei im Einsatz.

Wenn ein Mann seine Frau schlägt – welchen Unterschied macht es, ob das Paar in Nordfriesland oder in einer Großstadt wie Hamburg lebt?

Es fängt schon damit an, dass auf dem Land jeder jeden kennt. Anonymität wie in der Stadt? Fehlanzeige! Auf dem Land gilt: Wer sich anpasst, gehört dazu. Wer seinen gewalttätigen Partner auffliegen lässt, verstößt gegen die Norm. Ich habe einmal eine Frau mit zwei Kindern beraten, die sagte: Die Zeit nach der Trennung sei die schlimmste gewesen. Nicht die Zeit voller Gewalt davor – sondern die danach!

Warum?

Alle im Dorf haben die Trennung mitbekommen: Der Mann hat zugeschlagen, und die Polizei hat ihn der Wohnung verwiesen. Laut Gewaltschutzgesetz gilt: Wer schlägt, der geht. Nach dem Vorfall war die Frau Dorfklatsch und wurde gemieden. Ihre Kinder brachten keine Freunde mehr zum Spielen heim. Andere Eltern hatten Besuche offenbar verboten – nach dem Motto: Wenn es bei denen so zugeht … Wer auf dem Land plötzlich ohne Gemeinschaft dasteht, lebt einsam. Die meisten Frauen, die ich berate, verlassen deshalb das Dorf und ziehen in die Stadt. In diesem Fall wurde die Betroffene quasi verstoßen. In anderen Fällen wird ihr schlichtweg nicht einmal geglaubt.

Weil niemand fassen kann, dass der geschätzte Nachbar hinter verschlossener Tür seine Frau drangsaliert?

Genau. Mein Ehemann und ich kommen beide auch vom Dorf. Mein Schwiegervater war in derselben Schulklasse wie mein Vater. So ist das auf dem Land: Die Leute sind verbandelt über Generationen. Da fällt es vielen schwer, das Bild, das sie voneinander haben, zu hinterfragen und eine möglicherweise unangenehme Wahrheit zu akzeptieren. Einmal habe ich eine Frau beraten, deren Mann wöchentlich Kinderturnen organisiert hat. Zu Hause war er gemein und gewalttätig. Doch wer glaubt ihr, wenn alle den Mann vergöttern, den hilfsbereiten Trainer, der so viel Positives zum Dorfleben beiträgt? Kann der nette Papa von nebenan wirklich ein Täter sein?

Wo treffen Sie die Frauen mit Ihrem Mobil?

Zunächst rufen sie bei uns an, schreiben uns per Mail oder über unsere Social-Media-Kanäle. Weil Betroffene oft von ihren Partnern über ihre Handys geortet werden, vereinbaren wir einen Termin, der sich unauffällig in ihren Alltag fügt. Etwa auf dem Parkplatz des Kindergartens, gleich nachdem sie ihren Nachwuchs dort hingebracht haben. Falls der Partner seine Frau trackt, sieht er: Sie ist noch bei der Kita. Wenn sie verspätet zurückkommt, kann sie behaupten, noch mit einer Erzieherin gesprochen zu haben. Auch Parkplätze am Supermarkt oder Friedhof eignen sich. Oder Feldzubringerwege, auf denen viele für einen Hundespaziergang



Die Farbe des Transporters wurde auf dem Foto verändert, um die Arbeit des Vereins zu schützen

parken. Statt eine Gassirunde zu gehen, die Grabpflege oder einen Einkauf zu machen, sprechen sie dann etwa eine Dreiviertelstunde mit mir.

Ist den Frauen überhaupt bewusst, wenn sie geortet werden?

Den meisten schon. Was viele aber nicht wissen: Die größte Sicherheitslücke sind die Bluetooth-Kopfhörer in der Handtasche. Etwa Apple-Airpods: Über die Gerätesuchfunktion kann man in der iCloud einfach nach dem Standort suchen. Diese Funktion muss man aktiv ausschalten, wenn man das nicht will. Im Frauenhaus zählt zu den ersten Ratschlägen: Hinterlasst keine digitalen Spuren. Holt euch ein neues Handy ohne Internetzugang.

Was klären Sie beim ersten Treffen?

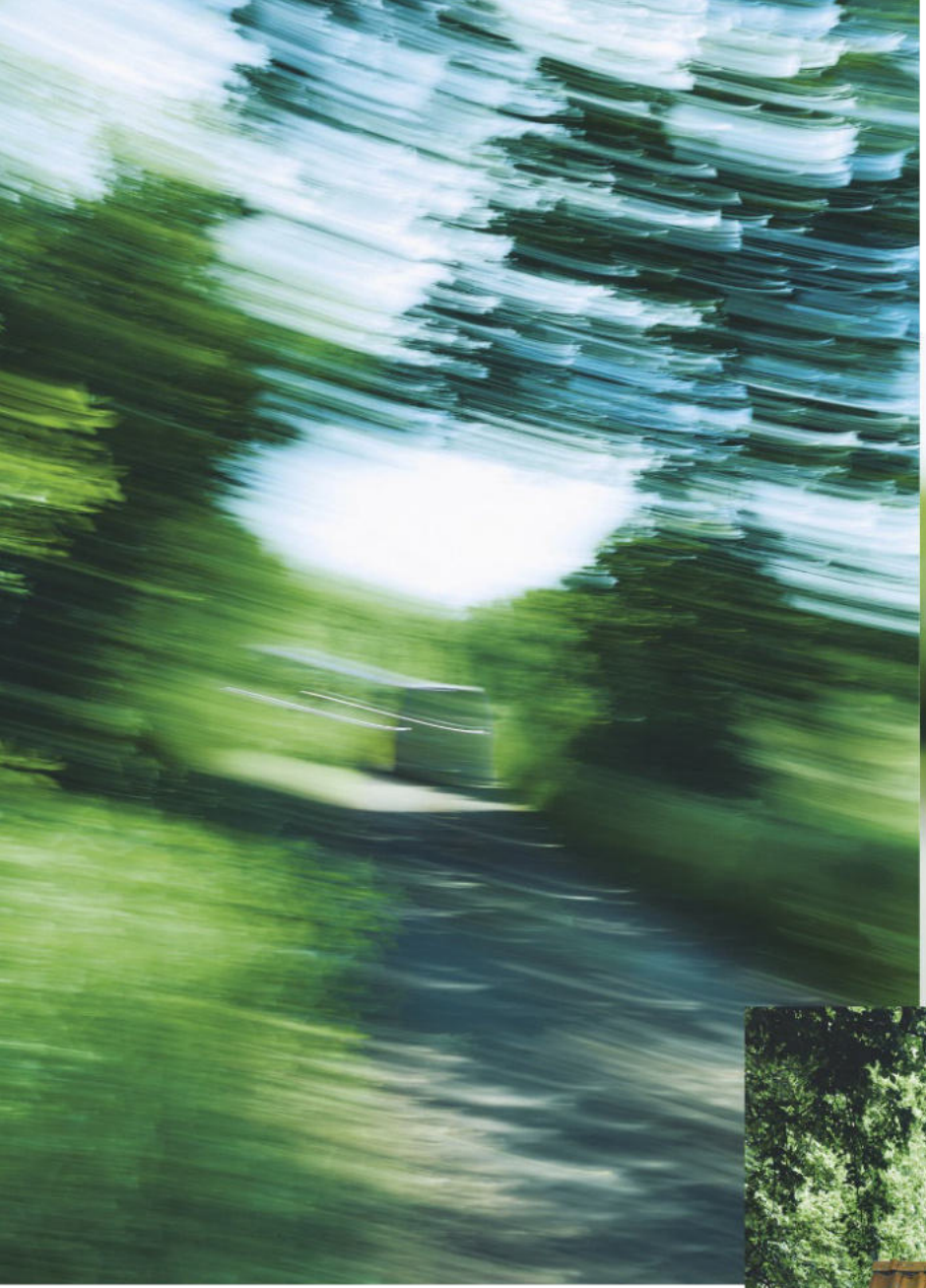
Bevor es überhaupt losgeht, sage ich immer erst einmal: Schön, dass du gekommen bist. Das ist mir wichtig, denn manche tauchen nach der Terminvereinbarung nicht auf. Natürlich machen nicht alle diese Frauen einen Rückzieher. Einige kommen nicht, weil sie fürchten, dass ihr Mann das doch mitbekommen würde. Zum Beispiel weil er überraschend den Tag umgeplant hat oder wegen einer Krankheit nicht zur Arbeit gegangen ist. Wenn eine Frau es in die Beratung geschafft hat, geht es zuerst darum, was sie sich genau wünscht.

Dann wollen vermutlich viele wissen: Wie trenne ich mich?

Manche sind so direkt. Sie brauchen einfach Infos. Wie soll ich meine Miete nach der Trennung zahlen? Darf ich die Kinder einfach mitnehmen? Zwei Anwältinnen unterstützen unsere Arbeit ehrenamtlich bei rechtlichen Fragen. Einmal kam eine Frau sogar mit zwei gepackten Koffern zum Beratungsmobil. Da sind mir die Gesichtszüge entglitten. Wir sind ja kein mobiles Frauenhaus! Aber wir haben ihr eine Übernachtungsmöglichkeit besorgt. Mittlerweile hat unser Verein eine ⟶

ZUR PERSON

Miriam Peters, 35, arbeitete bei einem Versandhändler, ehe sie Soziale Arbeit studierte und 2021 den Verein „Frauen helfen Frauen Sandesneben und Umgebung" gründete. Daraus entstand die mobile Beratungsstelle „Land-Grazien". Mittlerweile sind dort sechs Angestellte tätig.







Mit dem Mobil erreicht der Verein auch Dörfer, in denen der Bus nur selten kommt. An solch abgelegenen Orten können Männer ihre Partnerinnen oft noch leichter kontrollieren

Schutzwohnung als kurzfristige Übergangslösung, bis ein Platz im Frauenhaus frei wird. Die Wohnung ist fast durchgehend belegt. Aber ganz ehrlich: Die meisten, die erstmals zu uns kommen, wollen sich nicht trennen.

Sondern?

Meistens erzählen sie erst einmal davon, was in ihrem Leben aktuell schiefläuft. Viele sagen auch, sie wüssten nicht, ob sie bei uns überhaupt richtig seien. Der Mann schlage sie ja nicht. Sie relativieren: Die Situation sei schwierig, aber auch nicht so schlimm. Dann klären wir auf: Wenn er sie bei jeder Kleinigkeit anschreit und Geld zurückhält, dann ist auch das Gewalt. Man muss dazu wissen, dass viele gewaltgeprägte Beziehungen auch ihre Honeymoon-Phasen haben. Dann entschuldigt er sich, bringt Blumen mit und gelobt Besserung. Ich werde im Gespräch konkret: Was wünschst du dir von uns? Wenn sie keine Antwort weiß, außer dass früher alles besser gewesen und jetzt alles schwierig sei, hake ich nach: Wünschst du dir, dass dein Mann sich ändert? Oft fragt die Frau dann, was sie selbst tun könne, damit ihr Mann sich endlich anders verhält und die Beziehung wieder funktioniert.

Vermutlich wenig.

Manche denken, wenn sie noch mehr putzen, sich noch besser kümmern, dann ist er vielleicht nicht mehr so gereizt. Ich sage dann: Du kannst noch so viel putzen. Wenn er ein Staubkorn finden will, um auszuflippen – dann wird er das Staubkorn finden.

Sie sagen, manchen Frauen sei nicht klar, dass ihnen Gewalt widerfährt. Weil sie vor allem das Stereotyp des prügelnden Ehemannes im Kopf haben. Welche Gewaltformen begegnen Ihnen noch?

Man spricht in der Regel von fünf Formen. Neben der körperlichen gibt es die sexualisierte Gewalt, etwa durch Vergewaltigung. Die psychische, die manchmal subtiler auftritt. Wenn der Mann die Frau beleidigt, kleinredet, Druck ausübt oder gaslightet. Dann leugnet er zum Beispiel, gestern dieses oder jenes gesagt zu haben. Die Realität wird verzerrt, bis die Frauen an ihrer eigenen Wahrnehmung zweifeln.

Dann gibt es ebenjene Männer, die ihre Frauen überwachen.

Das ist die soziale Gewalt. Der Mann kontrolliert, wohin seine Frau geht und mit wem sie sich trifft. Immer wenn sie etwas allein mit Freundinnen unternimmt, bricht er einen Streit vom Zaun. Auf diese Weise schrumpft ihr Bekanntenkreis. Ich hatte schon Klientinnen, die seit zehn Jahren keinen Kontakt mehr zu ihrer Familie hatten – weil der Mann die nicht mochte und es nur Krach gab, bis sie eben auch nicht mehr hingefahren sind. Die Frauen werden isoliert. Auf dem Land kommt die mangelnde Infrastruktur hinzu.

„Die ländlichen Strukturen spielen dem Täter in die Hände“

Inwiefern ist das ein Problem?

Zwar haben die meisten Familien ein Auto, mit dem eine Frau weite Strecken fahren kann, um sich Hilfe zu suchen. Doch das kontrolliert oft der Mann. Warum brauchst du heute das Auto? Was willst du in der Stadt? Vielleicht fährt mit Glück der Bus einmal die Stunde. Aber insgesamt ist die Bewegungsfreiheit einfach eingeschränkt. Die ländlichen Strukturen spielen dem Täter also in die Hände. Die Gewaltformen der Männer greifen ineinander und bedingen sich gegenseitig, stets mit dem Ziel, Macht auszuüben und Abhängigkeit zu schaffen. Dafür eignet sich auch die fünfte Gewaltform, die ich bei fast allen Beratungen sehe: die ökonomische.

Bedeutet?

Der Mann bestimmt über das Geld und überwacht Ausgaben. Das Wort „Haushaltsgeld“ kann ich schon nicht mehr hören! Die Frau bekommt wöchentlich eine Art Taschengeld zum Einkaufen. Sie wäre finanziell kaum in der Lage, sich zu trennen.

Und wenn sie ein eigenes Einkommen hat?

Die meisten haben einen Job. Aber häufig arbeiten sie in Teilzeit, weil viele Kitas auf dem Land nur bis Mittag geöffnet haben. Und ihr Gehalt landet auf dem angeblichen Gemeinschaftskonto. Da frage ich immer ganz genau nach. Die Frauen erzählen, sie hätten Zugriff, aber abheben könnten sie immer nur am Schalter. Dann ist schnell klar: Das Konto läuft auf seinen Namen. Sie haben nur eine Vollmacht. Wenn die Frau sich trennt, kann er ihr die entziehen. Selbst wenn sie eine Bankkarte hat, kann er die als Kontoinhaber sperren lassen. Am Ende steht sie ohne einen Cent da – und ist wieder auf ihn angewiesen. Deswegen raten wir meistens, ein eigenes Bankkonto zu eröffnen, auch etwa für spätere Anträge auf Wohngeld. Dafür lassen wir die neuen Kontounterlagen an unser Postfach senden, damit der Mann zu Hause nichts davon mitbekommt.

Wie gehen Sie damit um, wenn manche Frauen sich nicht trennen wollen oder immer wieder zurückkehren?

Mein berufliches Ich sieht das pragmatisch und bewertet das nicht. Wir haben ein Grundrecht auf Selbstbestimmung. Meine Emotionen spielen keine Rolle. Mein privates Ich sieht die Lage anders. Persönlich wünsche ich mir, dass die Frauen ihren eigenen Wert erkennen, von anderen eine würdevolle Behandlung einfordern – und sich trennen, wenn das nicht der Fall ist.

Was haben die Frauen, die Sie beraten, gemein?

Die meisten Klientinnen – etwa 90 Prozent der Fälle – sind Deutsche. Häufig sind sie verheiratet, haben zwei süße Kinder und arbeiten in Teilzeit. Ganz normale, durchschnittliche ⟶

Personen. Gewalt in Partnerschaften kommt in allen sozialen Schichten und unabhängig von Herkunft oder Bildung vor. Klar gibt es auch Unterschiede. Eine Akademikerin braucht manchmal nur Informationen und kann die Bürokratie einer Trennung selbst regeln. Andere brauchen mehr Hilfe. Etwa weil vorher immer der Mann den Papierkram erledigt hat. Auch seitens der Männer gibt es meiner Erfahrung nach Unterschiede, etwa in der Gewaltausübung.

Wie meinen Sie das?

Deutsche Ehemänner schlagen nicht ins Gesicht. Sie schlagen lieber dorthin, wo es nicht auffällt.

Gibt es einen Fall, der Sie lange beschäftigt hat?

In der Anfangszeit, bevor unser Verein das Mobil hatte, bin ich mit den Frauen



für die Beratung einfach spazieren gegangen. Einmal wartete ich auf einer Parkbank. Ich hatte die Frau schon öfter getroffen. Sie kam zu spät, sehr unüblich für sie. Sie setzte sich zu mir, entschuldigte sich tausendmal und war total neben der Spur. Als sie gehen wollte und aufstand, sah ich das Blut. Ihre Hose, die Bank – alles voller Blut. Ihr Partner hatte sie vergewaltigt. Deswegen war sie zu spät. Sie hat mir ihre Zustimmung gegeben, einen Krankenwagen zu rufen. Danach habe ich nie wieder von ihr gehört. Ich frage mich bis heute, was aus ihr geworden ist. Ob es ihr gut geht.

Wann eskaliert häusliche Gewalt besonders?

Der gefährlichste Moment für eine Frau ist der, in dem sie sich trennen will. In einer gewaltvollen Beziehung geht es um Macht. Und mit einer Trennung entscheidet sie sich, dem Mann diese Macht plötzlich zu entziehen. Ich hatte auch schon mit versuchten Femiziden zu tun. Für den Mann bedeutet eine Trennung dann: Lebst du nicht mit mir, lebst du gar nicht. Das ist natürlich der Extremfall.

Trotz allem wagen viele es, sich aus gewaltvollen Beziehungen zu lösen. Wie schaffen sie das?

Die Situation zu Hause ist irgendwann schlimmer als die Angst vor dem Unbekannten, das nach einer Trennung wartet. Viele trennen sich dabei nicht in erster Linie für sich selbst, sondern etwa für ihre Kinder. Ich habe auch schon erlebt, dass erst die Misshandlung eines Haustiers der Auslöser war. Ein Mann ließ beispielsweise einfach das Pferd seiner Frau von der Koppel. Da war Feierabend für sie.

Wie geht es den Frauen, wenn sie sich trennen?

Kurz nach einer Trennung ist zunächst alles von Ungewissheit und Sorgen geprägt. Aber es lohnt sich, das Alte hinter sich zu lassen. Die ersten Schritte sind schwer, das Leben unbequem. Doch es wird besser. Die Freiheit, die man gewinnt, ist unendlich viel größer als die Angst vor der Ungewissheit. Kürzlich war ich auf der Hochzeit einer ehemaligen Klientin eingeladen.

Sie hat einen neuen Partner geheiratet?

Genau. Früher hatte sie massiv Gewalt durch ihren Exmann erlebt. Von körperlicher bis psychischer Gewalt waren alle Formen dabei. Er war ihre Jugendliebe. 13 Jahre Ehe, vier Kinder. Als sie in die Beratung kam, hatte sie gar nicht vor, sich zu trennen. Sie wollte nur ein paar Infos. Doch dann ist die Situation zu Hause wieder eskaliert, und sie hat

„Der gefährlichste Moment für eine Frau ist der, in dem sie sich trennen will“

sich erstmals getraut, die Polizei zu rufen. Das hat unglaublich viel Mut erfordert. Alle Nachbarn haben das Blaulicht gesehen. Der Mann wurde weggeschickt. Und sie hat ihn nie wieder reingelassen.

Wie hat sie diese Erfahrung verändert?

Heute ist sie kaum wiederzuerkennen. Sie ist ein anderer Mensch. Sie strahlt, hat eine ganz andere Körperhaltung, einen selbstbewussteren Gang. Mir fallen einige solcher positiven Beispiele ein.

Etwa?

Mich hatte eine Pflegerin kontaktiert. Es ging um eine Dame über 80, die von ihrem Mann eingesperrt worden ist. Sie durfte fast nie raus, und er kassierte ihre Rente. Ich telefonierte mit der Dame. Ich hatte etwas Schwierigkeiten, sie zu verstehen, weil sie nur Plattdeutsch sprach. Aber sie sagte immer wieder: So kann ich nicht sterben.

Wie geht es der Dame heute?

Sie lebt mit einer Freundin in einer schönen Frauen-WG. Ich habe sie für ein





Die Freiheit, die Frauen erwartet, wenn sie sich aus einer gewaltvollen Beziehung lösen, sagt Peters, sei größer als die Angst vor der Ungewissheit

Abschlussgespräch besucht. Sie sagte: Jetzt kann ich sterben. Normalerweise bin ich sehr beherrscht, aber da ist es aus mir rausgeplatzt: Nein, jetzt lebe endlich dein Leben! Hau die Rente auf den Kopf und geh zusammen mit deiner Freundin jeden Tag beim Bäcker Torte essen!

Was haben Sie bei Ihrer Arbeit auf dem Land darüber gelernt, wie sich Gewalt gegen Frauen konkret bekämpfen lässt?

Im ersten Schritt muss das Problem sichtbar werden. Einerseits kennt jeder jeden, und jeder redet über jeden, andererseits mischt sich oft niemand ein. Alles Privatsache, heißt es dann. Einmal sagte eine Frau aus der Beratung zu mir: Wenn meine Nachbarn meine Hilfeschreie nicht gehört haben, müssen die taub sein. Keiner hat mal nachgefragt. Jeder schaut weg. Die Frau sagte, sie habe sich unsichtbar gefühlt.

Wie können wir daran etwas ändern?

Wir müssen endlich offen über häusliche Gewalt sprechen. Auch wenn es unangenehm ist. Sonst spielen wir als Frauenberatungsstelle nur Feuerwehr.

Brände löschen, aber die Ursache bleibt.

Genau. Die Debatte muss nicht nur öffentlich geführt werden, sondern unbedingt auch im Privaten. Und vor allem: mit Männern. Zum Beispiel am Sonntag, bei Kaffee und Kuchen. Und dann erzählen alle Frauen der Familie mal, was sie schon erlebt haben. Denn die Betroffenen sind nicht nur Fremde – es sind Schwestern, Mütter und Großmütter. Die Botschaft muss sein: Holt uns aus der Unsichtbarkeit, liebe Männer, hört uns zu! ●



Zwischen weiten Feldern befindet sich das Anwesen, auf dem die grausame Tat geschah

VON **ANTONIA SCHAEFER**
FOTOS **IGNACIO MARIN**

Am Tag des Feuers

Fünf Leichen liegen auf einem Hof in Andalusien.
Das Rätsel macht den Menschen Angst.
Es entzweit sie. Es lässt sie nicht in Ruhe.



Aus den Olivenhainen eilten Arbeiter zu einem Hof. Rauch stieg dort auf

Es begann damit, dass Landarbeiter in den Olivenhainen nahe dem Dorf Paradas eine riesige Rauchsäule sahen. Ein Feuer musste auf dem nicht weit entfernt gelegenen Hof „Los Galindos“ ausgebrochen sein. Die Arbeiter aus dem Hain eilten dorthin, einige versuchten den Heuschober zu löschen, der lichterloh brannte, andere durchsuchten den Hof. Er war verlassen, die Türen abgesperrt. Nur Flammen, die in die Höhe züngelten. Die Arbeiter riefen, es blieb still. Bis einer von ihnen eine Blutspur fand.

Es war der späte Nachmittag des 22. Juli 1975, und es war brüllend heiß, als Polizisten der Guardia Civil und die Arbeiter, die sie alarmiert hatten, gemeinsam die verriegelten Türen des Hauses öffneten. Drinnen, in einem weiß getünchten Flur, entdeckten sie auf den Fliesen eine Blutlache neben einem umgestürzten Binsenstuhl. Die Männer folgten der Spur. Sie führte sie durch einen dunklen hölzernen Türrahmen und in ein Zimmer mit zwei Betten. Zwischen diesen lag: die Frau des Hofvorstehers. Ihr musste offenbar mehrfach und mit großer Wucht auf den Kopf geschlagen worden sein. Ihr Schädel war zertrümmert. Draußen lief eine blutverschmierte Terrierhündin über den Hof.

Neben der Frau des Hofvorstehers entdeckten sie an diesem Tag noch drei weitere Leichen: zwei Traktorfahrer und die Ehefrau eines der Männer. Später tauchte noch eine fünfte Leiche auf.

Fünf Tote auf einem Hof. Und jahrzehntelang kein Geständnis. Kein verurteilter Täter. Keine Erklärung, die hielt. Für Paradas begann an diesem Tag auch ein Ringen um die Wahrheit, das bis heute nicht beendet ist.

Weil nie ein Gericht eine Wahrheit festschrieb, was wirklich auf dem Hof geschah, haben sich mehrere Wahrheiten gebildet. Sie konkurrieren in Familien, in Dorfküchen, in verschwundenen Aktenordnern, von denen einige Journalisten noch Reste erhalten haben. Noch immer erscheinen Sachbücher, die den Fall endlich gelöst haben wollen, Serien benutzen ihn als Stoff für großes Drama, Podcasts spekulieren über Täter und Motive. Bis heute, 51 Jahre nach dem Feuer und den Toten, glauben nicht wenige Menschen, sie wüssten, was damals wirklich geschah.

Da ist der Friedensrichter im Dorf, der den Fall wie ein Getriebener verfolgt und überzeugt ist, die Wahrheit zu kennen.

Da ist der Sohn der adligen Besitzer des Hofes, der ein Buch geschrieben hat, in dem er die eigene Familie belastet.

Da ist der pensionierte Journalist, der die Fakten verteidigt in einem Fall, der fast nur aus Gerüchten besteht.

Und da ist einer der wenigen, der in der Nacht am Tatort dabei war und heute noch lebt.

DER ZEUGE — Ein Christus-Kreuz schmückt die Wand, Bände über Humanmedizin reihen sich in den wuchtigen Regalen aneinander, und der alte Mann im Anzug mit königsblauer Krawatte hat Beethoven aufgelegt. Ildefonso Arcenegui ist schmal, aber wirkt rüstig, als er in seinem Büro in der Kleinstadt Marchena empfängt. Es liegt nur etwa 15 Autominuten vom Hof, auf dem am 22. Juli 1975 die Taten begangen wurden.

Ildefonso Arcenegui war damals 23 Jahre alt und studierte Medizin. Sein Vater Alejandro war der zuständige



Ildefonso Arcenegui, Sohn des zuständigen Rechtsmediziners, sah sie mit eigenen Augen: die Toten von Los Galindos

Rechtsmediziner der Region. „Er war immer gewissenhaft und sehr, sehr gut in seinem Beruf“, sagt sein Sohn heute über ihn. Er pocht vermutlich darauf, weil es Menschen gibt, die das später im Rahmen der Ermittlungen infrage stellen werden.

Arcenegui senior hatte seinen Sohn schon einige Male zu Autopsien mitgenommen. Eigentlich ließ sich der Sohn durch wenig erschüttern. Doch was er auf Los Galindos sehen sollte, war von einer solchen Gewalt, dass ihn darauf nichts hätte vorbereiten können. Er hat die Leichen damals während der Autopsie fotografiert, die Fotos hat er bis heute auf seinem Computer gespeichert. Klick. Ein lila angelaufenes Gesicht einer Leiche. Klick. Ein schwarzer Knochen. Klick. Beinahe unkenntlich verkohlte Reste von etwas, das ein Oberkörper sein könnte.

Ildefonso Arcenegui erinnert sich daran, dass es schon spät war, als Vater und Sohn beim Hof eintrafen. Einer der Polizisten sprach sie an: „Ich weiß, was hier passiert ist“, soll er gesagt haben, „es ist alles sehr klar.“ Der Hofvorsteher Manuel Zapata, fuhr der Polizist fort, sei verrückt geworden und habe seine Frau umgebracht. Die Blutspur erkläre er sich damit, dass sich Zapata selbst angeschossen habe, bevor er in einem Auto geflohen war. „Haben Sie die Krankenhäuser in der Umgebung kontaktiert?“, warf der alte Arcenegui trocken ein. Ein angeschossener Mann könnte schließlich in der Notaufnahme gelandet sein. Der Polizist verneinte.

Aber eine erste mögliche Wahrheit zu den rätselhaften Morden blieb in der Welt: der verrückte Manuel Zapata. Auch deshalb war die Stimmung auf Los Galindos angespannt: Was, wenn der Hofvorsteher nach weiteren Opfern dürstete?

Der alte Arcenegui ging ins Haus des Hofvorstehers, um die Leiche der Frau zu begutachten. Sein Sohn betrachtete den brennenden Schober. Freistehende Heuschober ließ man am besten von allein herunterbrennen. Aus den Flammen ragte ein schwarzer Fleck. Zunächst dachte Ildefonso Arcenegui an einen Stock. Oder war es womöglich ein Knochen? Sie löschten einen Teil des Strohs. Arcenegui kletterte hinein. Er fand die Reste von zwei verkohlten Leichen. Von einer war lediglich der Oberkörper übrig, von der anderen nur wenig mehr.

Arcenegui und sein Vater entdeckten eine weitere Blutspur. Sie endete an einem Haufen Stroh am Wegesrand. Der alte Arcenegui steckte die Hand hinein, er streifte ein Bein. Auf den ersten Blick waren Schusswunden auf dem Leichnam zu erkennen. Die Zahl der Toten war auf vier gestiegen. Und von Zapata weiterhin keine Spur.

Auf der Rückfahrt schwieg Ildefonso Arcenegui. „Zum ersten Mal“, sagt der heute 74-Jährige, „spürte ich die Boshaftigkeit des Menschlichen.“ ⟶

In den nächsten Tagen war nichts mehr normal in Paradas. Nur fünf Kilometer trennen das kleine Dorf vom Tatort. Viele Bewohner waren nach Los Galindos gefahren, um sich selbst ein Bild zu machen. Sie brachten das Gerücht mit ins Dorf, dass Zapata, der Hofvorsteher, weiter meuchelnd durch die Lande zöge.

Die Bürgersteige von Paradas, auf die die Hausfrauen nachmittags kleine Tische stellten, um sich gemeinsam mit den Nachbarinnen einen Anisschnaps zu genehmigen, blieben leer. Die Fensterläden und Türen, die zu jener Jahreszeit eigentlich immer offen standen, um jedes etwaige Lüftchen ins Haus zu geleiten, wurden verrammelt.

Dann erreichte die Dorfbewohner eine Nachricht: Zapata war gefunden worden, tot. Doch wenn nicht Zapata der Mörder war, wer war es dann? Die Angst eines Dorfes wurde zu einem Rohstoff, aus dem Menschen später alle möglichen Wahrheiten bauen würden.

Zapatas Leiche lag unter Strohresten und einer Plastikplane im Schatten einiger Bäume versteckt, auf der Rückseite des Gutshofs zum offenen Feld hin. Die Autopsie ergab, dass er durch einen Schlag auf den Kopf getötet worden war. Außerdem hatte er Einstiche im Oberkörper, die aussahen, als stammten sie von einer Mistgabel. Und noch etwas ergab sich durch die Autopsie von Arcenegui senior: Betrachtet man die verschiedenen Stadien der Leichenstarre, schien Zapata der Erste gewesen zu sein, der ums Leben gekommen war. War Zapata also das eigentliche Ziel? Oder steckte etwas ganz anderes hinter der Tat?

Die Ermittlungen der Guardia Civil ergaben: so gut wie nichts. Viele der Spuren am Tatort waren zerstört. Die Besucher aus dem Dorf hatten Fingerabdrücke hinterlassen, der Presse hatte man sogar erlaubt, Möbel umzurücken und Blut wegzuwischen, das den Fotografen für ihre Titelseiten zu brutal erschien.

Es gab keine belastbaren Indizien und keinen plausiblen Verdächtigen. Der Fall war ein Rätsel. Gleichzeitig verlangte ein ganzes Dorf, eine Region und bald ganz Spanien nach Antworten. In diesem Vakuum entstanden in den kommenden Wochen, Monaten und Jahren Wahrheiten bis hin zu Legenden, wobei Erstere mitunter kaum von Letzteren zu unterscheiden waren. Aber eines haben sie fast alle gemeinsam: Wer über Los Galindos spricht, landet früher oder später bei den Besitzern des Hofes. Sie bilden, wenn man so will, den Ursprung sämtlicher möglicher Wahrheiten, die den Tod von fünf Menschen erklären könnten.

DER MARQUÉS — Los Galindos, ein Gutshof mit mehr als 400 Hektar Land, war zum Tatzeitpunkt im Besitz der Familie des Marqués de Grañina y Valparaíso. Ein Adliger mit einem wohlklingenden Namen: Gonzalo Fernández de Córdova y Topete. Gerade Nase, sorgfältig dünn gestutzter Schnurrbart, der Marqués war ein attraktiver Mann und ein



Gerüchte schwirrten durch Paradas. Dass jemand ganz in der Nähe fünf Menschen getötet hatte, versetzte das Dorf in Unruhe



Der Marqués war ein adretter Herr. Was, fragten sich viele, hatte der Hofbesitzer mit den Morden zu tun?

zielstrebiger. Das musste er auch sein: Trotz der opulenten Titel und Nachnamen hatte er kein Geld. Seine Vorfahren hatten über ihre Verhältnisse gelebt.

Dem Marqués gelang es, Menschen für sich einzunehmen. So auch die junge María de las Mercedes Delgado Durán. Sie stammte aus einer Familie, die mit Bergbau reich geworden war. Den Delgados gehörte der Hof, den man Los Galindos nannte. Sie heirateten 1954. Das Land steckte mitten in der Franco-Diktatur, die die Rechte der Frauen stark beschnitten hatte. Offiziell blieb der Hof in Besitz von Mercedes' Vater. Aber de facto agierte nun der Marqués als Inhaber. Mercedes gebar ihm unterdessen fünf Söhne – von denen einer in dieser Geschichte noch eine wichtige Rolle spielen wird.

Den Hof gibt es bis heute. Ein langer Feldweg führt auf ihn zu. Vieles sieht so aus wie die Schwarz-Weiß-Bilder, die damals in den Zeitungen abgedruckt waren. Die Scheune mit dem grünen Dach, die weiten Felder, die in langen Wellen die flachen Hügel hinaufziehen. Nur die blauen Kacheln mit dem Namenszug Los Galindos sind verschwunden.

Am Eingang versperrt ein Metalltor den Zugang. Wer hupt, dem kommt ein bellendes Hunderudel entgegen und hinterher ein Mann in grauer Arbeitskleidung. Er stellt sich als der heutige Hofvorsteher vor.

Ob man hineindürfe?

Nein, das sei nicht möglich. Journalisten kämen ständig hierher, vom Weg aus könnte man ein Foto machen, weiter hinten.

Ob der Besitzer hier sei?

„Wenn er hier wäre, müsste ich ja nicht da sein", antwortet er. Zum Abschied lächelt er mitleidig. Heute wie damals war es eher eine Ausnahme, die Besitzer von Las Galindos anzutreffen.

Auch am 22. Juli 1975 war der Marqués nicht vor Ort. Das gab er selbst gegenüber Polizeibeamten an. Teils ungehalten soll er sich den Beamten gegenüber aufgeführt haben, steht in einem Bericht, der bis heute erhalten ist. Mehrmals habe er darauf hingewiesen, dass er doch ein Marqués sei und sich ein solches Verhör nicht gehöre. Er sei in Málaga gewesen, bei der Beerdigung eines Onkels. Erst gegen frühen Abend habe er sich auf den Weg nach Sevilla gemacht. Auf dem Hof selbst sei er erst in den frühen Morgenstunden des darauffolgenden 23. Juli aufgetaucht.

In der Vernehmung vertrat der Marqués eine eigene Theorie: Legionäre des Diktators Franco seien für die Morde auf dem Hof verantwortlich. Und zwar, weil ihre Drogengeschäfte aufzufliegen drohten. Es stimmt zwar, einige Elitesoldaten Francos schmuggelten in dieser Zeit nachweislich Drogen in der Gegend. Aber sonst? Es ist eine der möglichen Wahrheiten in diesem Fall, auf die besonders wenig hinweist. Eine Verbindung zum Hof oder den Toten lässt sich kaum herstellen. ⟶





Sie fanden auf Los Galindos den Tod: Hofvorsteher Manuel Zapata und seine Frau Juana Martín; Traktorfahrer José González und seine Ehefrau Asunción Peralta; Traktorfahrer Ramón Parilla



Friedensrichter Joaquín Torres kennt die Menschen hier wie kein Zweiter. Er kenne auch die Ermittlungsakten zum Fall, sagt er. Und den Täter

Dann ist da noch die Aussage von Don Antonio Gutiérrez, einer Art Geschäftsführer des Hofes, eingesetzt vom Marqués persönlich. So gab Gutiérrez an, gegen zwölf Uhr mittags auf dem Hof gewesen zu sein, um der Frau von Hofvorsteher Zapata einige Wassermelonen vorbeizubringen. Dann sei er in den Nachbarort Utrera gefahren, wo er um 13.30 Uhr angekommen und direkt um 13.45 Uhr wieder aufgebrochen und nach Sevilla gefahren sei. Dort kam er um 14 Uhr an, um den Wagen des Marqués in einer Werkstatt einfetten zu lassen. Anschließend habe er sich zu Hause entspannt. Erst nachdem Geschäftsführer Gutiérrez von den Vorfällen auf Los Galindos gehört habe, sei er gegen Abend dorthin aufgebrochen.

Die genauen Zeitangaben des Geschäftsführers werden später noch wichtig werden. Erst einmal aber schoss sich die Guardia Civil auf Traktorfahrer José „Pepe“ González Jiménez ein. Einen der Toten.

Pepe war ein schmächtiger Mann, nicht einmal 1,60 Meter groß, mit einer so starken Kurzsichtigkeit, dass er vom Militärdienst befreit worden war. Sein angebliches Motiv: Er soll in die Tochter von Zapata verliebt gewesen sein, doch ihr Vater habe ihn für nicht gut genug befunden. Die Dorfbewohner sollen über Pepe gelacht haben.

Am 22. Juli 1975 soll es einen Moment gegeben haben, in dem es Pepe alles zu viel wurde. Zapata soll ihn wieder einmal zurechtgewiesen haben. Diesmal, während er eine Ballenpresse reparierte, woraufhin Pepe mit einem Eisenteil der Presse auf ihn eingeschlagen und ihn so getötet haben soll. In Panik soll er anschließend die einzige Zeugin umgebracht haben: die Frau des Hofvorstehers.

Dann kam ihm auch noch der zweite Traktorfahrer in den Weg. Zuletzt sei Pepe ins Dorf gefahren, habe seine Frau abgeholt und sich wieder auf den Weg zurück zum Hof gemacht. Dort habe er erst sie getötet und schließlich sich selbst – indem er sich im Heuschober anzündete.

DER FRIEDENSRICHTER — Joaquín Torres schüttelt den Kopf, während er aus dem Autofenster in die graugrüntristen Olivenhaine von Paradas schaut. Es hat in den letzten Tagen ungewöhnlich viel geregnet. „Es gab keine Beweise gegen Pepe“, sagt er. Torres, 71 Jahre alt, war früher Lehrer und Schulleiter im Dorf.

Und er ist einer der wenigen, der von sich sagt, sämtliche Unterlagen zum Fall gelesen zu haben. Mit Erlaubnis des zuständigen Richters. Mehr als 1400 Seiten. Damals, bevor sie verschwanden. Denn 2014 stürzte ein Teil des Gerichtsgebäudes in Marchena ein. Die Fallakten, die dort gelagert wurden, sollten an einen sicheren Ort gebracht werden. Doch sie kamen nie dort an. Seither gelten sie als verschollen. Schenkt man jenen Glauben, die sie gelesen haben oder

gelesen haben wollen, dann sind sie ohnehin unzuverlässig und voller Widersprüche.

Aber warum er diese Mühe auf sich genommen habe? Der Fall habe sein Heimatdorf zerrissen. Ganze Familien hätten zwischenzeitlich wegen der kursierenden Theorien über Verdächtige nicht mehr miteinander gesprochen. Torres habe verstehen wollen, wie es dazu gekommen sei.

Die ganze Ermittlung sei eine Farce gewesen, sagt Torres: Im ersten Autopsiebericht von Alejandro Arcenegui stehe, dass Pepe, der Traktorfahrer, vermutlich an einem Schädeltrauma gestorben war. Glaubt man dem Bericht, und das tut Torres, bleibt für ihn nur eine Frage: „Er hat sich also erst den eigenen Schädel eingeschlagen und sich dann selbst angezündet?“

Auch 51 Jahre später kann Torres noch immer nicht glauben, was die Guardia Civil alles in ihre Ermittlungsberichte schrieb. Da seien unter anderem falsche Zeitangaben des Geschäftsführers Don Antonio. Erstens: „Von Utrera bis Sevilla in 15 Minuten? Das schafft man selbst heute, bei den viel besser ausgebauten Straßen, kaum in unter 25 Minuten“, sagt Torres. Zehn Jahre später hätten zudem sowohl Don Antonios Frau und sein Sohn widersprüchliche Aussagen geliefert, als sie gefragt worden, wann und wie der Geschäftsführer wirklich an jenem Tag zu Hause gewesen sein. Das angebliche Alibi war also: brüchig. Nur habe das niemand infrage gestellt.

Torres deutet nun auf ein unscheinbares, zweistöckiges Haus am Rande von Paradas an einer Landstraße. Wer damals aus Sevilla nach Los Galindos wollte, fuhr hier vorbei. Hier lebte Treckerfahrer Pepe. Und nebenan seine Schwestern. Sie hätten am 22. Juli 1975 um Punkt 12.30 Uhr Don Antonio im Auto in Richtung des Hofes vorbeifahren sehen, begleitet von einem Familienmitglied, mutmaßlich von seinem Sohn. Die Angabe von Don Antonio, bereits um zwölf Uhr auf dem Hof gewesen zu sein, muss also eine Lüge gewesen sein.

Torres sagt, die Sache mit den Zeitangaben hätten ihm eine der Schwestern und eine Nichte versichert. Erst vor Kurzem. 51 Jahre nach der Tat erinnerten sich Zeugen auf die Minute genau, wann ein Auto die Straße entlanggekommen sei? Torres nickt, das seien vertrauenswürdige Leute, sagt er. Und er sagt: „Ich weiß, dass das die Wahrheit ist.“

Und vielleicht ist das der Kern des Deutungskampfs um Los Galindos: dass Erinnerungen mit einer Überzeugung vorgetragen werden, als handele es sich um Fakten, die auf Papier festgehalten wurden.

Torres sagt, er wisse auch, wer der wahre Täter sei. Aber den Namen würde er niemals öffentlich nennen. Auskunftsfreudiger ist Torres dabei, was er für das Motiv der Morde hält. Bei einem angeblich großen Betrug rund um das Getreide, das auf dem Hof erwirtschaftet und gehandelt wurde.

Allerdings soll ein Teil der Ernte abgezweigt und auf dem Schwarzmarkt verkauft worden sein, davon ist Torres überzeugt. Der Marqués soll sich bereichert haben, und dieser Betrug, so glaubt Torres, sei dem Hofvorsteher Zapata aufgefallen. Deshalb musste er zum Schweigen gebracht werden. Die Polizei hatte damals in diese Richtung ermittelt. Nur Beweise dafür fanden weder sie noch Torres.

Am Dorffriedhof von Paradas säumen Zypressenreihen den Weg zum Tor, der Friedhofswärter empfängt Torres mit einer Umarmung. Ein alter Schüler von ihm, erklärt er. „Ich habe halb Paradas unterrichtet.“

Ein Kornspeicher bei Paradas. Führte ein Erntebetrug zu den Taten?



Wenn sie nicht bei ihm die Schulbank gedrückt haben, hatten die Dorfbewohner in seiner Funktion als Friedensrichter mit ihm zu tun. Ein Friedensrichter ist in Spanien ein Laienrichter für Gemeinden ohne eigenes Gericht, zuständig für kleinere Rechtsangelegenheiten: Grundstücksgrenzen, Kneipenschlägereien, Beleidigungen. In dieser Funktion war Torres auch dabei, als am 27. Januar 1983 auf dem Friedhof von Paradas die Leichen der Opfer von Los Galindos noch einmal untersucht wurden. Als lokale Autorität. Einer, dem die Leute trauen. Ein engagierter junger Richter hatte zuvor die Ermittlungen neu aufgenommen. Ihm waren gerade die Autopsieberichte, die damals der alte Forensiker Arcenegui eingereicht hatte, längst nicht ausführlich genug. Gemeinsam mit einem neuen Forensiker ließ er sämtliche Leichen exhumieren. Über sieben Jahre nach der Tat.

Der Friedhofswärter öffnet eine Tür links vom Eingangstor. Ein kleiner Raum voll Gerümpel: Acetonflaschen und Farbeimer drängen sich auf einem Tisch, neu gefräste Grabsteine, noch halb in Styropor verpackt, warten auf ihren Einsatz. In der Ecke ein silberner Leichenkühlschrank. „Hier wurden die exhumierten Leichen auf einem langen Tisch untersucht“, sagt Torres. Ein Forensiker fand Rillen auf den Knochen des Traktorfahrers Pepe, die er als Sägespuren ⟶



In diesem Raum auf dem Dorffriedhof wurden die exhumierten Leichen ein zweites Mal untersucht. Auch Joaquín Torres war vor Ort

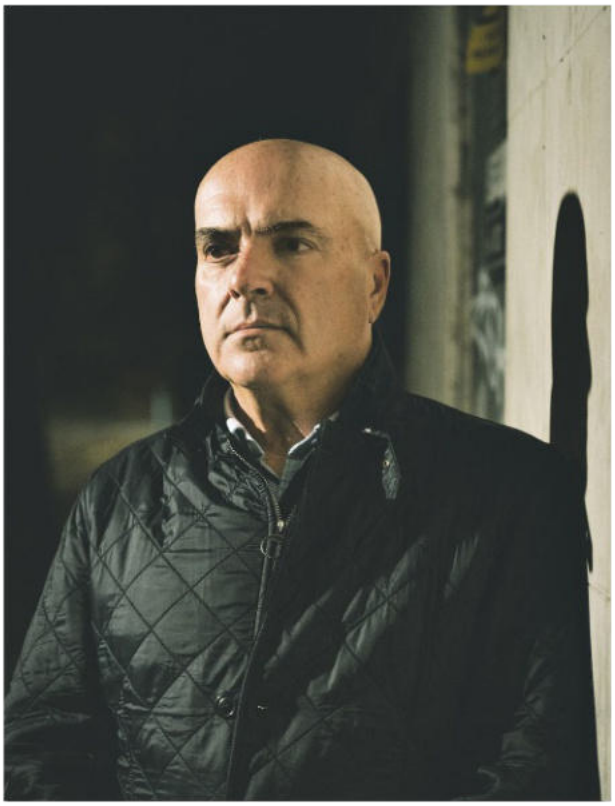
eines Messers deutete. Jemand musste versucht haben, seine Leiche zu zerlegen. Damit war für den Richter klar: Pepe war definitiv nicht der Täter. An seinem Grab wurde später eine neue Platte angebracht, die ihn unmissverständlich als Opfer der Taten bezeichnet. Sein Name war wiederhergestellt. Für einen Moment kehrte so etwas wie Frieden ins Dorf zurück.

Der engagierte junge Richter wurde bald auf einen neuen Posten versetzt. Die Ermittlungen verliefen im Sande, und die Spekulationen gingen von vorn los: Hatten wirklich Francos Militärs hier Drogen geschmuggelt? Oder hatten die adligen Besitzer des Hofes ihre Mitarbeiter auf dem Gewissen? Waren es, selbst darüber spekulierten einige im Dorf, womöglich Aliens, die auf die Farm niedergekommen waren?

Dann geschah lange nichts, jedenfalls nichts Entscheidendes. Bücher erschienen, Artikel, Fernsehsendungen. Der Fall Los Galindos wurde nicht gelöst, er wurde weitererzählt. Aber mehr als 35 Jahre nach der Exhumierung meldete sich einer zu Wort, der sagte, er könne das Geheimnis lüften. Und er musste es wissen, behauptete er: Er kam aus der Familie, die von jeher im Zentrum stand.

DER SOHN DES MARQUÉS — Die buschigen Brauen und langen Wimpern unterstreichen den Ausdruck seiner großen Augen. Sonst ist kein Haar auszumachen, weder in seinem Gesicht noch auf seinem Kopf. „Uns hat das brutal zugesetzt“, sagt Juan Mateo Fernández de Córdova im





Juan Mateo Fernández de Córdova war 15 Jahre alt, als auf dem Hof seiner Familie gemordet wurde. Heute sagt er, sein Vater habe Schuld auf sich geladen

Restaurant eines Hotels in dem Viertel von Sevilla, wo auch die Familienvilla steht. Er meint: wie seine Familie nach dem Feuer und den Toten von Los Galindos zerbrach. Fernández war damals 15 Jahre alt.

Sein Vater, der Marqués, habe sich kurz darauf urplötzlich von seiner Mutter getrennt – in einer Zeit, in der die Ehe alles bedeutete. Der Marqués zog weg, die Familie war keine Familie mehr. Die beiden älteren Brüder hielten sich fortan an den Vater. Er blieb mit den beiden jüngeren bei der Mutter, die sich mit der Trennung sehr schwertat. Auch Fernández hat dem Vater nie verziehen, dass er ihn, seinen Lieblingssohn, verließ. Als der Vater 2015 starb, ging der Sohn nicht zu Beerdigung.

Er ist heute der einzige der fünf Söhne des Marqués, der sich öffentlich über den Fall äußert. Er hat sogar ein Buch geschrieben: „Der Fall Los Galindos – die ganze Wahrheit". Im Buch beschreibt er, wie sein Vater indirekt in den Mordfall als Komplize verstrickt gewesen sei, auch wenn er selbst nicht der Täter sei. Im Interview redet er von Quellen, die mit ihm im Vertrauen gesprochen haben und die als Grundlage für das Buch gedient haben sollen. Gemischt mit seinen eigenen Erinnerungen entstand so eine für ihn schlüssige Fassung der Ereignisse. Fernández' Wahrheit geht in etwa so: Ja, der Marqués kam auf die Idee, Geld vom Hof zu unterschlagen, aber nicht über die Weizenernte. „Der angeblich fehlende Weizen wurde an die Tiere verfüttert, das war eine ganz normale Praxis", tut Fernández die mögliche Erklärung von Streitschlichter Joaquín Torres ab.

Stattdessen ging es um die Olivenernte. Die geernteten Oliven gingen an eine Kooperative ins Nachbardorf. Hier fand ein ausgeklügelter Betrug statt: etwa über Falschangaben beim Wiegen und gefälschte Bücher. Laut Fernández zweigte sein Vater mithilfe von Don Antonio und einem Kontakt in der Kooperative elf Millionen Peseten ab, damals die Entsprechung von rund 90 Bruttojahresgehältern eines angestellten Landarbeiters.

Doch einer wurde sich, genau wie bei der Weizenwahrheit von Streitschlichter Torres, des Betrugs bewusst: Manuel Zapata. Der Hofvorsteher wandte sich laut Fernández an den Schwiegervater des Marqués, um den Betrug zu melden. Doch der hochbetagte Mann lag durch eine Lungenentzündung geschwächt im Bett.

Zapata erreichte nur Don Antonio Gutiérrez, den vom Marqués eingesetzten Geschäftsführer. Er sagte ihm, er müsse dringend mit dem Familienoberhaupt oder mit den Frauen sprechen, über die Vorgänge auf Los Galindos. Er blieb vage, wusste er doch, dass der Geschäftsführer und der Marqués gut miteinander konnten. Für Don Antonio reichte allein diese Bitte aus, um zu begreifen, worum es gehen könnte. Er habe den Marqués informiert, so erzählt es dessen eigener Sohn. Danach hätten die beiden einen Mann geschickt, der Zapata einschüchtern sollte. Der Plan sei außer Kontrolle geraten.

Ein enger Freund habe Fernández erzählt, wie es abgelaufen sein soll: „Zapata war tot, sie fingen an, sauber zu machen. Don Antonio fuhr weg, der Täter blieb. Dann kam das Ehepaar González auf den Hof."

Er habe eine Aussage des Täters zugeschickt bekommen, in der stehe, weshalb genau er die Morde begangen habe, sagt Fernández. Aber er werde den Namen nicht nennen.

Hat er denn Beweise? Natürlich!

Seine Mutter und seine Großmutter hätten ihm von einer Unterhaltung mit Zapata erzählt, wenige Tage vor der Tat. Sie waren nach Los Galindos gefahren, um Zapatas Frau zu besuchen, der es nicht gut ging. Beim Abschied sprach Zapata die Frauen aufgeregt am Auto an. Dass er mit dem Schwiegervater des Marqués sprechen müsse über die Dinge, die auf dem Hof vor sich gingen. Denn obwohl der Marqués als der Besitzer des Hofes agierte, war er ja offiziell noch immer in Besitz von Mercedes' Vater. Und ihm galt Zapatas Treue, denn er hatte über Jahre für die Familie gearbeitet – lange bevor der Marqués auf der Bildfläche erschien.

Außerdem habe seine Mutter ihm, Juan Mateo Fernández de Córdova, im hohen Alter erzählt, sie habe nach der Tat am 22. Juli 1975 in einem Hofgebäude eine Blutlache weggewischt. In einem Hofgebäude, zu dem nur der Marqués Zugang hatte. Von dieser Aussage existiert eine Audioaufnahme, die Fernández im Jahr 2019 in einem ausführlichen Interview im spanischen Fernsehen vorgespielt hat. Ein Hinweis auf Vertuschung durch seine Familie.

Und zuletzt sei da das Konto bei ausgerechnet der Bank gewesen, die mit der Olivenernte verknüpft sei. Darauf: genau elf Millionen Peseten. Sein Vater habe das Konto nach der Tat niemals angerührt. Stattdessen habe er sein ⟶



Der Journalist Francisco Gil Chaparro versuchte noch einmal Bewegung in den Fall zu bringen. Er hörte von einem bemerkenswerten Zeugen

angenehmes Leben in Sevilla aufgegeben und sei nach Jerez gegangen, rund 100 Kilometer südlich Richtung Meer, um möglichst viel Abstand zwischen sich und Los Galindos zu bringen. So ergibt es in seinen Augen einen Sinn. Der Vater wollte weg von Los Galindos, weg von den Toten, weg von allem, was ihn mit dem Hof verband. Dafür nahm er sogar in Kauf, seinen Sohn zurückzulassen.

Und die elf Millionen Peseten? Fernández sagt, er habe natürlich versucht ranzukommen. Aber der Bankbearbeiter habe ihn abgewimmelt.

DER JOURNALIST — Ein pensionierter Journalist, rotfleckige Glatze und so kurzsichtig, dass die Brille seine Augen unnatürlich klein aussehen lässt, steigt eine winkelige Treppe bis zu seiner Dachterrasse empor. Von hier hat Francisco Gil Chaparro eine gute Sicht über das kleine Örtchen Dos Hermanas, einen Vorort von Sevilla.

Als Chaparro begann, sich in den 90er-Jahren mit dem Fall Los Galindos zu beschäftigen, arbeitete er als Gerichtsreporter bei der Zeitung „Correo de Andalucía“. Das Rätsel, das der Fall ihm aufgab, ließ den heute 66-Jährigen nicht mehr los: Fünf unschuldige Menschen waren tot.

Anders als in Deutschland verjährt in Spanien Mord nach 20 Jahren. Also präsentierte Chaparro Anfang 1995 seinem Chef eine Idee: Warum den Fall nicht größer aufarbeiten, jetzt, wo die Verjährung bevorstehe? „Die Idee war, den Fall, soweit es möglich war, faktisch zu beleuchten“, sagt Chaparro heute. Keine Gerüchte, keine Halbwahrheiten, keine Legenden, nur Fakten. Sein Chef war begeistert. Womöglich würden sich sogar neue Zeugen finden lassen, die nach Ablauf der Verjährungsfrist Licht ins Dunkel bringen könnten.

Viele Menschen hätten ihm während der Recherche die interessantesten Dinge erzählt, sagt Chaparro. Allerdings nur, sobald er das Aufnahmegerät ausgeschaltet habe. „Das Frustrierende ist, dass ich vieles von dem, was ich weiß, gar nicht publizieren darf.“ Deshalb habe er den Fall das „Verbrechen des Schweigens“ getauft. Er habe nach all den Gesprächen eine Ahnung, wer die Täter seien, aber das könne er öffentlich nicht sagen. Er habe schließlich keine Beweise und wolle nicht verklagt werden. Außerdem hat er, der seriöse Journalist, ja seine Berufsehre. So bleibt er bei vielem, was er erzählt, vage.

Mit einem der vielen Ermittlungsrichter des Falls habe er einmal bis in die Nacht beim Bier zusammengesessen – welcher Richter, das will Chaparro nicht sagen. Aber jener Richter habe ihn darauf hingewiesen, dass der Marqués kurz nach den Taten auf Los Galindos bei einem Militärbefehlshaber der Region Sevilla zu Besuch gewesen sei, einem Mann mit viel politischem Einfluss und zudem ein alter Freund des Marqués aus Militärtagen. Kurz darauf wurden die Ermittlungen geschlossen. Dass es zwischen diesem Treffen und dem Ermittlungsstopp einen Zusammenhang gibt, das kann Chaparro nicht beweisen. Aber wenn dem nicht so wäre, sagt er, „wäre das schon ein großer Zufall“.

Das angebliche Enthüllungsbuch von Juan Mateo Fernández de Córdova war für ihn eine einzige Enttäuschung. „Größtenteils Mutmaßungen, keine neuen Beweise“, sagt Chaparro. Fernández beschreibe darin ganze Gespräche im



Mehr als fünf Jahrzehnte nach den Morden spricht vieles dafür, dass der Hof sein Geheimnis für immer bewahren wird

Detail, ohne Quellen zu nennen. „Die ganze Wahrheit“ besagt der Buchtitel – dieses Versprechen hält es in Chaparros Augen bei Weitem nicht.

Seine eigenen Recherchen führten am Ende nicht wie erhofft dazu, dass sich neue Zeugen zu Wort meldeten. „Dieser Fall wird sich nicht mehr lösen lassen, es sei denn, der eine Täter, der bis heute am Leben ist, entscheidet sich zu gestehen“, sagt Chaparro.

Einmal, da gab es einen Vorfall, der Chaparro wirklich stutzig machte. Ein Nachbar, der am Tag des Feuers und der Toten auf dem Nachbargrundstück des Hofes einen Mann in blutbefleckter Militäruniform gesehen haben wollte. Dieser Mann soll gesagt haben: „So viel Blut und Tod, nur dafür?“ Der Nachbar soll bis kurz vor seinem Tod geschwiegen haben und es dann seiner Frau erzählt haben, die damit zur Guardia Civil ging. 1986 soll ein Richter den Mann in Uniform sogar ausfindig gemacht und vernommen haben. Er sei kurz davor gewesen zu gestehen, habe dann aber einen Rückzieher gemacht. Womöglich war es einer der Täter?

Juan Mateo Fernández de Córdova, der Sohn des Marqués, erzählt immer wieder von seiner Mutter. Davon, wie seine jüngeren Brüder ihn immer mehr von ihr abgeschirmt hätten. Wie sie sich nicht darum gekümmert hätten, dass sie zum Arzt ging, und sie deshalb an einem Krebs gestorben sei, der leicht behandelbar gewesen wäre. „Sie sind Idioten“, sagt er. Und: „Sie sind für den Tod meiner Mutter verantwortlich.“

Seine Familiengeschichte ist für ihn ein Scherbenhaufen, der mit den Toten von Los Galindos begann. Vielleicht sucht Fernández deshalb bis heute weiter. Nach einer Ordnung, in der dieses Leben noch einmal Sinn ergibt: der Bruch mit dem Vater, der Zerfall der Familie, die Verbitterung der Mutter, die Akten, die verschwunden sind, die Sätze, die niemand beweisen kann. Er ist überzeugt: Könnte er nur die Akten einsehen, könnte er den Fall lösen. Dass immer wieder einzelne Ausschnitte daraus in Medien auftauchen, macht ihm Hoffnung. Dass andere, wie Joaquín Torres, die Akten gelesen haben wollen und den Fall trotzdem nicht lösen konnten, ändert daran nichts.

So bleibt der Fall, was er seit mehr als 50 Jahren ist: ein Verbrechen ohne Urteil, ohne verurteilten Täter, ohne eindeutiges Motiv. Hört man denen zu, die bis heute darüber sprechen, klingt es, als verteidige jeder etwas anderes. Den Vater. Das Dorf. Die Fakten. Das eigene Selbstbild. Manchmal scheint es, als gehe es nicht mehr nur darum, wer damals fünf Menschen tötete. ●

Diese Geschichte erschien in stern Nr. 5/2022

SANDAS

VON **FABIAN HUBER**



Am zweiten Abend soll Sanda Dia Öl trinken. Seine letzten Stunden brechen an

ER MÖCHTE ZU IHNEN GEHÖREN. ABER IHREM ELITÄREN STUDENTENKLUB KANN NICHT JEDER EINFACH BEITRETEN.

TAUFE



Der vorletzte Tag in Sanda Dias Leben beginnt mit einem Strauß Rosen. Der dunkelhäutige Junge soll sie verkaufen, hier, in einem Einkaufsgässchen im belgischen Leuven. Er soll dabei ein weißes Gewand tragen. Sanda hat es am Wochenende mit seinem Vater geschneidert, für ein Wohltätigkeitsprojekt, hat er erzählt. Zu Hause hat er nie von der Taufe gesprochen, vom Aufnahmeritual in den Studentenklub Reuzegom. Es ist Dienstag, der 4. Dezember 2018, etwa acht Uhr. Sanda, ein rot-cremefarbenes Blumenbündel in der Hand, lächelt. Es gibt ein Foto dieser Szene.

38 Stunden später rast ein Krankenwagen nach Antwerpen. Der Körper des Patienten ist 28,7 Grad Celsius kalt, sein Gehirn wiegt 300 Gramm mehr als sonst, das wird der Gerichtsmediziner später feststellen. Das viele Salz im Blut hat es anschwellen lassen. Sanda Dia, 20 Jahre alt, wird seine Taufe nicht überleben.

Erinnern sich Ferre Vervoort und Domien Haemels fast drei Jahre danach an ihren Freund aus Kindheitstagen, müssen sie schmunzeln und schlucken. Viele schöne, viele grausame Erinnerungen. „Es ist traurig, jemanden so zu verlieren“, sagt Ferre. Sie fragen sich oft: Gibt es Gerechtigkeit für eine Tat, die so grausam ist, dass man ihre Details kaum erträgt? Eine Tat, die Belgien durchrüttelte wie ein Erdbeben, die eine Rassismusdebatte anstieß und die in einen Riesenprozess mündete. 18 junge Angeklagte, ein schockiertes Land.

Mit zwei weiteren Anwärtern zieht Sanda Dia damals durch die Straßen. Wer wenig Rosen verkauft, muss Meisenknödel essen und vergorenes Bier mit Chili trinken. Sanda liegt weit hinten. Am späten Nachmittag soll er schon so betrunken sein, dass die Worte nur noch wie Brei aus seinem Mund quellen.

Wo junge Menschen studieren, kommt es zu Exzessen. Weltweit. Erniedrigungsrituale, sogenannte Hazings, sorgen in den USA jährlich für Schlagzeilen des Schreckens. Innerhalb von zwei Wochen starben dort Anfang 2021 zwei Studenten nach ihrer Taufe wohl an einer Alkoholvergiftung. In Trinkgelagen deutscher Burschenschaften darf der Papst nicht fehlen, ein Eimer für Erbrochenes und andere Ausscheidungen. Doch in kaum einem Land wird das Ritual nun so vehement diskutiert wie in Belgien.

Lüttich, Oktober 2018: Axel, 21 Jahre, 2,3 Promille Alkohol im Blut, kollabiert auf dem Heimweg und stirbt. Seine Taufpaten hatten ihn durch zehn Studentenkneipen gezerrt. Später stehen sie vor Gericht. Gedinne, Südbelgien, Halloween



DER ZEREMONIENMEISTER HATTE EIN „VERRÜCKT BRUTALES JAHR“ ANGEKÜNDIGT

Auftakt der Taufe: In einer Gasse im belgischen Leuven verkauft Sanda Dia Rosen

2021: In einer abgelegenen Scheune muss Antonin, 19, in Tierblut baden, Katzen- und Hundefutter essen. Danach wird getrunken. Exzessiv. Am nächsten Tag liegt er tot im Stroh. Ermittlungen wurden aufgenommen.

Geschichten aus Gent klingen nach einem Dschungelcamp in der Hölle. Studenten der Veterinärmedizin sollen dort für ihre Rituale ganze Schlachthäuser leeren. Die widerlichen Details mag man nicht erzählen.

Dass da etwas aus dem Ruder läuft in Belgien, spürt man, wenn man sich auf die Eckbank des „In den Boule" setzt. Ein Pub für Studentenklubs, Reuzegom ging hier ein und aus. An den Wänden hängen alte Verbindungsfotos. Und Altkanzler Helmut Schmidt, Ehrenmitglied eines westbelgischen Klubs, 1983.

Ein Mittwoch, kurz nach 15 Uhr, sechs Jungs, die zweite Flasche Schnaps, Frage: Was sagt man hier zum Tod von Sanda Dia? „Wir sprechen nicht mit Journalisten", knurrt der Besitzer und macht deutlich: keine weiteren Fragen.

Vor dieser Kneipe kniet Sanda Dia an jenem Dienstag, kurz nach 19 Uhr, neben ihm die zwei anderen Frischlinge, den Mund geöffnet für die nächste Prüfung: ein Frage-Antwort-Spiel. Wer falsch liegt, bekommt Gin eingeflößt. Was richtig ist, definiert ein 20-Jähriger mit Surferfrisur, einer, der mal von Hitler als „gutem deutschem Freund" gesprochen hat. Er ist der Zeremonienmeister. In seiner Antrittsrede im Sommer nahm er sich vor: „Ich möchte nächstes Jahr kein brutales Jahr machen, sondern ein verrückt brutales Jahr." Eskalation mit Ankündigung. Nach einer Flasche Gin übergibt sich Sanda und kippt um.

Den Freunden Ferre und Domien hat er von einem ähnlichen Trinkspiel in seiner ersten Woche bei Reuzegom erzählt. Die Fragen damals: Wieso sollten wir dich aufnehmen? Was arbeiten deine Eltern? Wie groß ist dein Haus?

Sanda Dia wuchs bescheiden auf. Edegem, ein Vorort von Antwerpen, in Backstein gemauerte Mittelklasse. Die Eltern ließen sich Ende 2017 scheiden. Der Junge blieb beim Vater, einem Mann mit Prinzipien, gebürtig aus dem Senegal, er kam in den 90er-Jahren als Flüchtling und finanzierte mit harter Fabrikarbeit die Bildung seines Sohnes. Dass Sanda für ein Ingenieurstudium an eine der besten Unis Belgiens ging – ein Meilenstein für die Familie. „Sein Vater war sehr stolz. Und Sanda war ihm dankbar. Da war dieser gegenseitige Respekt", erzählt Robrecht Cleiren, einer von Sandas engen Schulfreunden. Seit der Beerdigung trifft er Vater Dia regelmäßig. Er sage dann immer: „Ich habe nicht nur meinen Sohn, sondern auch meinen besten Freund verloren."

Sanda konnte sein Leben gut ausbalancieren, darin sind sich seine Freunde einig. Er wusste, wann Dinge ernst zu nehmen waren und wann eher nicht. Kam er mal zu spät, schob er es auf die „senegalesische Zeit". Hielt jemand einen Vortrag, flachste Sanda, ganz hinten, auf seinem Stammplatz in der letzten Reihe, Grinsen, Grimassen, alles easy, Schule sollte Spaß machen. Die guten Noten kamen trotzdem. Wenn jemand Hilfe brauchte, wegen der Hausaufgaben, Krach in der Familie oder einer gescheiterten Beziehung, hörte Sanda auch spätabends noch zu. Nur seine eigenen Probleme machte er mit sich selbst aus.

Lieber fuhr er mit Kumpel Ferre in den Schwarzwald, jeden Winter. Die beiden übernachteten so oft beieinander, dass es den Eltern unangenehm wurde. Mit Domien verbrachte er ganze Nächte online, Zockermarathon, meist „League of Legends", davor „Fifa", vorn stellte er flinke, filigrane Flügelspieler auf, so wie er selbst einer war, im Ortsverein. Er mochte Anime und lernte Japanisch.

Wenn Sanda an den Wochenenden nach Hause kam, half er in einem Vereinsheim aus. „Er wollte hier arbeiten, weil er nicht genügend Geld hatte, um sein Studium zu finanzieren", sagt Peggy Meyskems, seine ehemalige Chefin. Im Barschrank lehnt ein Erinnerungsfoto des Jungen. Meyskems rinnt eine dicke Eyeliner-Träne über die Wange.

Gegen Bezahlung bearbeitete Sanda Bilder für Freunde mit Photoshop. Davon kaufte er sich neue Sneaker, am liebsten Vans, mit denen er dann über die Meir stolzierte, Antwerpens prachtvollste Einkaufsstraße, sein Laufsteg.

Noch am Wochenende vor seinem Tod sprach er mit Ferre über einen weiteren möglichen Job. „Er borgte immer Geld bei mir. Deshalb wollte er einen Führerschein, um bei einem Lieferdienst arbeiten zu können", erinnert sich der Freund. Sandas Träume? Ferre zögert keine Sekunde: „Geld verdienen. Er wollte nicht der reichste Belgier sein, aber einfach keine Geldsorgen haben. Sich das Auto, die Klamotten, das Essen kaufen, das er wollte. In den Urlaub fahren. Seine Familie war nicht arm, aber sie musste aufs Geld achten. Das hatte schon einen Einfluss auf ihn." Freund Robrecht sagt: „Er wollte sich um seinen Vater kümmern und nicht andersherum."

Einer von Sandas Lieblingssongs, klassischer Hip-Hop, Kid Ink, beginnt mit den Zeilen: Ich will einfach alles / Die Kohle und schicke Autos, ja / Ich trag zwar keine Krawatte, aber sie meinen, ich wär mein eigener Chef /

Sandas Träume klingen nach einer anderen Welt, nach den Ecken Antwerpens, in denen die meisten Mitglieder von Reuzegom aufwachsen: eine Villa im Reichenviertel Schilde, großes Holztor, hohe Hecken. Eine Allee, ein edles Landhaus, eine Alarmanlage. Eine dreistöckige Altbauwohnung mit kleinem Balkon. Die Eltern sind Unternehmer, Ärzte, arbeiten in den angesehensten Kanzleien Belgiens. Die Mutter eines bei der Taufe verreisten Klubmitglieds ist Gouverneurin der Provinz Antwerpen. 22 Mitglieder, Exklusivität pur. Reuzegom gilt als Sammelbecken der flämischen Elite. Und als Klub von fragwürdigem Ruf.

2013 kursierte ein Video, 6:52 Minuten, Jungs in schwarzen Anzügen und Pilotenbrillen, poprockige 60er-Jahre-Klänge, Hommage an Tarantino-Kino, „Reservoir Dogs". Am Ende wird Spekkie erschossen, ein Ferkel, Reuzegoms Maskottchen.

Auch Sandas Taufe gerät langsam aus dem Ruder. Im Privatraum einer Disco sollen die drei Anwärter komatös gemacht werden, wird ein Beteiligter später aussagen. Drei Prüflinge, vier Flaschen Schnaps, dann die nächste Aufgabe: Wie viel Bier schafft ihr auf ex? Fünf, sagt Sanda, trinkt, trinkt, trinkt, trinkt, trinkt, kotzt, soll ein sechstes trinken, fällt um. Ziel erreicht: alle Frischlinge in der Horizontalen. Sie werden angepinkelt und gegen Mitternacht in ihre Apartments gebracht. Am nächsten Morgen soll es weitergehen.

Aus Sanda Dias letzter Wohnadresse in der Leuvener Altstadt tritt im Oktober 2021 eine junge Frau. Mit ⟶

Vorherige Seite: stern Montage: Fotos: Privat; Jonas Götz/stern crime; diese Seite: stern Montage: Fotos: Privat; Jonas Götz/stern crime

schimmernden Augen erzählt sie von ihrem ehemaligen Zimmernachbarn. Er habe sie gebeten, am zweiten Tag des Rituals wach zu bleiben. „Er wusste, dass es ihm schlecht gehen wird." Als sie hörte, wie die Jungs Sanda an Tag eins nach oben brachten, habe sie nur gedacht: üblicher Partylärm, alles wie immer.

Leuven ist das belgische Heidelberg, wunderschön, 100.000 Einwohner, 60.000 Studenten, Platz 45 im World University Ranking. Schon montags stolpern hier Jungsgruppen übers Kopfsteinpflaster. Der Heimweg, ein Slalomlauf um Kotzhügel. Es gibt so viele Anknüpfungspunkte. Wieso wollte Sanda ausgerechnet zur verrufenen Reuzegom-Clique?

Ferre und Domien verstehen es bis heute nicht. Anderthalb Jahre vor Sandas Tod lachten sie noch gemeinsam, wenn sie eine Taufe sahen. „Dann sagte er plötzlich: Ich möchte die Leute aus Antwerpen treffen. Reuzegom hat das größte Ansehen. Ich muss dort beitreten", erinnert sich Domien.

Sandas Streben nach Höherem trieb ihn in die gefährliche Jungenbande. Einzelne Mitglieder kannte er schon aus dem Fußballverein. Dass alle anderen Sanda kannten, hat mit einer Sommernacht in Antwerpen zu tun. Freund Robrecht war dabei, Sanda wurde verschiedenen Reuzegomern vorgestellt, da griff ein Fremder das älteste und einflussreichste Klubmitglied mit einem Gürtel an. Sanda ging dazwischen. Ein paar Wochen später war er offiziell Frischling im Klub.

Man würde gern mit Familie Dia über die genauen Beweggründe sprechen. Doch Interviews während des Prozesses lehnt sie ab. Der „New York Times" erzählte der Bruder einmal über Sanda: „Er sagte: Es hat Vorteile, in solch einem Klub zu sein. Wenn du sie kennst, ist das gut für dein Netzwerk. Und wenn du dann von der Uni gehst, vertrauen sie dir schneller."

Sanda sah das Netzwerk, nicht die Gefahr. Die Freunde, seine Chefin im Vereinsheim, sie wollten es ihm ausreden. Er blockte ab. Und Streit mit Sanda? Ging nicht. Er habe sich beweisen wollen, nicht als Weichei dastehen, nicht aufgeben wollen, sagen Ferre und Domien.

Der Gruppenzwang führt junge Menschen in die Tortur einer Taufe – und macht sie im nächsten Jahr selbst zu Folterknechten. So wie die Jungs von Reuzegom.

Im Nichts vor Antwerpen, am Ende eines Waldwegs, liegt eine Blockhütte. Es gibt eine Feuerstelle, zwei Plumpsklos, eine verwitterte Naturdusche, einen Bachlauf, kein Licht im Inneren, aber Staub auf den Tischen. In den Hausregeln auf einer Plakette steht: „Dieser Ort wird mit Respekt behandelt."

Das Wann und Wo des zweiten Tauftags von Reuzegom ist bewusst gewählt. Abgeschieden, Dezember, kaum sechs Grad. Sanda und die zwei Mitbewerber müssen eine Grube graben, sie mit Wasser füllen, sich halb nackt ausziehen und bis zum Abend darin ausharren. So sieht es das Taufskript vor, das die Gruppe zuvor entworfen hat, streng geheim, Verschlusssache.

Mit den Einnahmen vom Rosenverkauf sind die Klubmitglieder einkaufen gegangen: Tierfutter, Fischöl, ein Aal, vier Mäuse, drei Goldfische. Dem Aal soll Sanda den Kopf abbeißen. Zwischendurch müssen sie Urin trinken. Die Mäuse sind für später bestimmt, für den Mixer, ein Brei für die Neulinge. Um 19 Uhr fährt ein Auto vor, Licht an, Musik an, ein Zeichen: das Ritual mit dem Goldfisch. Die Täuflinge müssen das zappelnde Tier lebend schlucken und dann Fischöl nachtrinken, um es wieder auszuspeien. Die anderen treten sie, pinkeln und brüllen sie an. Sanda schlingt, schluckt, speit aber nicht und schüttet mehr Fischöl nach. Er zeigt erste Erschöpfungsanzeichen. In den Vorjahren konnte die Taufe mit einer Glocke abgebrochen werden. Jetzt, in diesen Stunden der Qual, in der eiskalten Grube, läutet niemand eine Glocke.



Ein Vorstadthaus westlich von Antwerpen. Vor der Garage steht ein Jaguar, der Pool im Garten ist winterfertig. Guy van de Weyer, 62, Rauschebart, sicheres Auftreten, war von 1977 bis 1981 Tauforganisator bei Reuzegom. „Lustige Zeit", sagt er und blättert durch ein altes Album. Die Fotos darin zeigen lachende Jugendliche. Reuzegom-Taufen waren mal anders, pubertäres, aber ungefährliches Zeug. Anstößige Lieder in einem bourgeoisen Café anstimmen etwa. Oder „Scheiße-Fressen": wurstförmige Lebkuchen in gelber Bierbrühe, die Neulinge befürchteten



An dieser Hütte quälen sie Sanda Dia weiter. Irgendwann wird er bewusstlos

kurz das Schlimmste, meistens aber weihte van de Weyer sie kurz zuvor ein.

Als er vor knapp 15 Jahren ein Treffen für ehemalige Reuzegom-Mitglieder besuchte, war er schockiert von der neuen Generation: „Das Verhalten, die Moral, die Inhalte – das alles hat sich komplett verändert. Das war ein Sauhaufen." Über die Taufe von Sanda Dia kann er nur in wütenden Wortfetzen sprechen: „Spaß? Nichts! Gefährlich? Maximal! Ich versteh's nicht. Das hat nichts mit Tradition zu tun. Das ist Sadismus."

19.30 Uhr, „Blitzkrieg": Den Neulingen werden Dutzende Eimer kaltes Wasser über den Kopf geschüttet. 20.18 Uhr, ein Foto im Gruppenchat soll Sanda bewusstlos zeigen. Die beiden anderen Neulinge haben den Jungen aus der Grube gezogen. Er liegt in Embryostellung am Lagerfeuer. Leichte Panik, die Taufe wird abgebrochen, Sanda ins nächstgelegene Krankenhaus gefahren. Im Kofferraum. 40 Minuten später.

Als er in der Notaufnahme ankommt, ist sein Körper so kalt, seine Gefäße sind so verschlossen, dass die Ärzte kein Blut abnehmen können. Durch seine Adern fließt so viel Salz, so wird man später feststellen, als hätte er vier Liter Meerwasser getrunken. Sein Körper ist voller blauer Flecken. 15 Minuten nach Einlieferung: Herzstillstand. Adrenalinshot, Wärmedecken, künstliche Beatmung, Herzdruckmassage, Verlegung in die Uniklinik Antwerpen, Herz-Lungen-Maschine, nichts. Am Tag darauf, einem Donnerstag, setzt das Hirn aus. Am Freitag, 7. Dezember 2018, 15.17 Uhr, wird Sanda für tot erklärt. Er hat seinen 41-stündigen Überlebenskampf verloren.

Während all das passiert, während in Leuven die Zimmernachbarin auf ein graues Häkchen im Chat starrt, während sich Ferre und Domien mit anderen Kumpeln online treffen und um ein Leben bangen, verwischen die Reuzegomer ihre Spuren. Sie schütten die Grube zu, reinigen Sandas Zimmer, löschen Nachrichten. Ihre Eltern besprechen sich: Was jetzt?

Oktober 2021, das futuristische Gerichtsgebäude von Hasselt, die Anklage gegen die 18 bei der Taufe anwesenden Mitglieder: fahrlässige Tötung, erniedrigende Behandlung, vorsätzliche Verabreichung tödlicher Substanzen. Eigentlich hätte der Prozess in Antwerpen stattfinden sollen. Bis herauskam: Die Mutter eines Angeklagten ist dort Richterin. An diesem Verhandlungstag erscheinen nur vier der Jungs. Sie tragen Longsleeves, Sneaker und einen schüchternen Blick. Sprechen lassen sie ihre Anwaltsarmada. Deren Taktik: Sandas Tod hätte durch eine bessere medizinische Versorgung verhindert werden können. Ein Gutachter widerspricht: „Als der Junge aus der Grube geholt wurde, war der point of no return bereits erreicht. Sein Todesurteil war schon da gesprochen." Sanda starb, weil eine Überdosis Salz sein Hirn irreversibel geschädigt hatte. Das Fischöl.



Starb er auch wegen seiner Hautfarbe? Es ist eine Frage, die umgeht in Belgien und die wohl nie beantwortet werden kann. Ein Foto von 2007 soll einen Reuzegomer in Ku-Klux-Klan-Robe zeigen. In einem Video von 2018 verhöhnen Mitglieder einen schwarzen Obdachlosen mit rassistischen Kolonialsprüchen. Zwei Monate vor Sandas Tod mietete der Klub einen Partyraum. 4000 Euro Schaden, heißt es. Aufräumen sollte allein Sanda. Das N-Wort fiel.

An belgischen Unis werden die Grenzen des Erlaubten nun neu gezogen. In Antwerpen gibt es jetzt fünf festgelegte Tauforte. In Leuven sollen Klubs vorab ein Skript ihres Rituals abgeben. Das „Verkaufen" von Neulingen – eine Art Wettbieten, studentischer Sklavenhandel – ist vielerorts verboten worden.

Reuzegom hat sich inzwischen aufgelöst. Viele der 18 Angeklagten haben ihr Studium beendet. Auch Sanda Dia hätte mittlerweile seinen Abschluss gemacht. ●

Reuzegoms Rituale waren schon früher alkoholgetränkt und pubertär. Sie wurden exzessiver



Fotos: Justin Jin/stern (2); stern Montage: Fotos: Justin Jin/stern; Jonas Götz/stern crime

EPILOG

Die Angeklagten wurden im Mai 2023 wegen fahrlässiger Tötung und erniedrigender Behandlung zu Sozialstunden und Geldstrafen von je 400 Euro verurteilt. Außerdem sollten sie Sanda Dias Familienmitgliedern insgesamt 29.000 Euro Schmerzensgeld zahlen. Andere Anklagepunkte wurden fallen gelassen. Die Staatsanwaltschaft hatte Haftstrafen beantragt.

Für manche ist das Feuer ein spektakuläres Fotomotiv.
Für andere eine Show, die Probleme kaschieren soll



26. JUNI 2026, YANGON, MYANMAR

Sai Aung Main arbeitet als Fotojournalist für die Nachrichtenagentur AFP. Er berichtet über Ereignisse in Myanmar, wie das Erdbeben 2025, über Politik und den Alltag der Menschen. Für seine Arbeit wurde er mehrfach international ausgezeichnet.

„ES STANK NACH CHEMIKALIEN“

Die Militärjunta verbrennt öffentlich Drogen. Mitten in der Inszenierung fängt der Fotograf **Sai Aung Main** einen privaten Moment ein.





Foto: NYEIN CHAN NAING

Einmal im Jahr, am Internationalen Tag der Vereinten Nationen gegen Drogenmissbrauch, veranstalten die Behörden in Myanmar eine öffentliche Vernichtungszeremonie. Diesmal wurde allein in der Stadt Yangon tonnenweise Stoff im Wert von mehr als 320 Millionen US-Dollar verbrannt, darunter Heroin, Opium, Methamphetamin, Ketamin und Cannabis. Landesweit waren es wohl mehr als 600 Millionen Dollar.

Die Bilder gehen jedes Jahr um die Welt. Sie sollen zeigen, dass die beschlagnahmte Ware nicht wieder auf dem Schwarzmarkt landet. Menschenrechtsorganisationen kritisieren: Myanmar zählt trotzdem weiter zu den größten Produzenten von Opium und synthetischen Drogen in Asien. Seit die Militärjunta 2021 die Macht ergriffen hat, ist der Handel im „Goldenen Dreieck“, dem Grenzgebiet von Myanmar, Laos und Thailand, eher gewachsen als geschrumpft. Was an diesem Tag verbrannte, war nur ein Bruchteil dessen, was im Land weiter hergestellt wird.

Ich war schon oft bei diesen Veranstaltungen, und die Nachrichtenagentur AFP hatte mich auch diesmal geschickt, es ist schon fast Routine. Die Flammen sind gewaltig, sie schlagen meterhoch. Dichter, schwarzer Rauch zieht über das Gelände. Bewaffnete Polizisten und Soldaten sorgen für Sicherheit. Feuerwehrleute besprühen die Drogenhaufen kontinuierlich mit Wasser, um die Hitze zu mindern.

Wir Fotografen arbeiteten von einem abgesteckten Medienbereich aus, etwa 30 Meter vom Feuer entfernt. Je nach Windrichtung stank es nach verbrannten Chemikalien. Der Rauch wirkte dramatisch, dazu das Tosen der Flammen und das Rauschen der Löschschläuche.

Die meisten Kollegen fotografierten die Feuersäule mit dem Weitwinkel. Bilder, wie man sie kennt. Das reichte mir nicht. Als ich gerade gehen wollte, fiel mir eine Gruppe junger Frauen auf, Studentinnen in farbenfrohen Kleidern, wie sie bei offiziellen Anlässen in Myanmar üblich sind. Die Szene zeigte einen echten, privaten Moment, abseits der offiziellen Inszenierung.

Es war das Motiv, das ich die ganze Zeit gesucht hatte. Mir blieben nur Sekunden. Ich benutzte kein Teleobjektiv, sondern fing einfach den Moment ein, wie er sich darbot, bevor die Gruppe weiterzog. Die größte Herausforderung war der richtige Bildausschnitt: einer, in dem weder das Feuer noch die Frauen die Szene beherrschen. Erst beides gleichberechtigt nebeneinander erzählt die Geschichte.

Als Fotojournalist versuche ich, meine Bilder für sich sprechen zu lassen. Oft interessieren mich die kleinen, unerwarteten Momente neben dem eigentlichen Ereignis. Wie hier sagen sie manchmal mehr als das Offensichtliche.

Ich habe die beiden Frauen später nicht mehr angesprochen. Ob sie über die Veranstaltung kritisch dachten oder einfach die Dramatik der Kulisse genossen, weiß ich nicht. Es wird ohnehin nichts an der Situation ändern. In Myanmar werden weiter Drogen produziert, und im nächsten Jahr wird wieder ein verschwindend geringer Teil davon brennen. ●

Protokoll: Constanze Löffler


BLUT

OPER

VON SOFIA GLASL FOTOS ANDREAS JAKWERTH



EIN MANN STREIFT DURCH DIE GÄNGE. ER SUCHT EINE FRAU. IRGENDEINE.

Foto: akg-images

DANN SCHLÄGT ER ZU. DOCH SIE WEHRT SICH, SCHREIT UM HILFE

Er spürt, wie der Hass wieder in ihm aufsteigt. Dieser Hass auf seine elende Lage, auf sein Leben, auf all die vergeblichen Versuche, eine Arbeit länger zu behalten. Und dieser Hass auf Frauen, der schon seit seiner Jugend in ihm brodelt. In einem kleinen Lokal bestellt er ein Viertel Wein, um sich Mut anzutrinken. Er ist fest entschlossen, etwas anzustellen. Was genau, das weiß er noch nicht. Eigentlich ist er kein Weintrinker, aber heute muss es sein. Schon beim Hinausgehen merkt er, dass der Alkohol ihn kühner gemacht hat. Aber auch seine Wut ist größer geworden, sie ist kaum noch auszuhalten. Jetzt weiß er, was er tun wird.

Die Wiener Staatsoper leuchtet in der Abendsonne. Sie ist der Stolz der Stadt. Verdi und Wagner haben hier einst ihre Werke selbst vorgestellt, Gustav Mahler und Richard Strauss prägten das Haus an der Ringstraße. Der neue Direktor Herbert von Karajan hat es seit der Wiedereröffnung nach dem Krieg mit internationalen Stars und bejubelten Inszenierungen abermals zu einem der weltweit führenden Opernhäuser gemacht.

Durch die Rundbögen über dem Haupteingang dringt goldenes Licht aus dem Innern. Herausgeputzte Operngäste spazieren durch die Flügeltüren in den Zuschauerraum. Im Orchestergraben stimmen die Musiker ihre Instrumente.

Um 18 Uhr soll die Vorstellung beginnen. Fünf Stunden Richard Wagner, fünf Stunden Helden und Sagen, fünf Stunden Weltflucht: An diesem Dienstagabend, dem 12. März 1963, steht „Die Walküre“ auf dem Programm. Seit ihrer ersten Aufführung ist Karajans Neuinszenierung ein Publikumsmagnet. Auch diesmal ist die Vorstellung mit über 2000 Zuschauerinnen und Zuschauern fast ausverkauft. Doch die Geschichte, an die sich nach diesem Abend alle erinnern werden, ereignet sich nicht auf der Bühne.

Auch an den Seiteneingängen herrscht Betrieb. Sänger und Sängerinnen sind auf dem Weg in ihre Garderoben, Maskenbildnerinnen und Bühnenarbeiter trudeln ein.

Durch dieses Gedränge schlängelt sich die elfjährige Ballettschülerin Susi F. Sie will pünktlich zu ihrer Tanzstunde um 17 Uhr umgezogen sein. In dem weitläufigen Gebäude befinden sich auch Proberäume und eine Ballettschule. Vom Aufgang zum zweiten Stockwerk aus bemerkt sie einen Mann. Mitte dreißig, durchschnittlich groß, schlank. Das dunkelblonde Haar nach hinten gekämmt. Sein graues Sakko und die graugrüne Hose sind abgewetzt und etwas zu groß. Er sieht ungepflegt aus, am Kinn hat er Narben. Eine Aktentasche klemmt unter seinem Arm. Er wirkt nervös.

Der Fremde steht an einer Glastür und beobachtet unruhig von dort aus den Flur. Susi schaudert. Sie will schnellstmöglich an diesem unheimlichen Mann vorbei. Er hat sie noch nicht bemerkt, doch aus Höflichkeit rutscht ihr ein „Grüß Gott“ heraus. Der Mann zuckt zusammen. Grüßt zurück. Eilig geht er einige Stufen nach unten. Als Susi im dritten Stock angekommen ist, dreht sie sich noch mal um. Der Mann steht wieder auf seinem Beobachtungsposten. An diesen Moment wird sie sich später bei ihrer Zeugenaussage genau erinnern.

Susi eilt zu ihrer Freundin Aurelia S. aus dem Ballettkurs, um ihr von der Begegnung mit dem Mann zu erzählen. Aurelia nickt: Ja, den hat sie auch gesehen. Und sie hat sich auch vor ihm gefürchtet. Dann ist die Lehrerin schon da, die Stunde beginnt. „Wo ist denn die Dagmar?“, fragt Susi.

„Kein Eingang“ steht auf der Glastür. Sie führt zum Flur mit den Künstlergarderoben. Er kennt ihn. Hier hat er schon mal durch ein Schlüsselloch in einen Duschraum gespäht. Er konnte seinen Blick kaum abwenden. Die Erinnerung an die nackte Frau hat ihn nicht mehr losgelassen. Heute hat er sein Springmesser eingesteckt. Heute will er eine niederstechen, das weiß er ganz sicher – egal, welche, Hauptsache eine Frau. So wird er es später im Verhör und beim Psychiater beschreiben. Mehreren Mädchen und Frauen ist er schon gefolgt, doch nie waren sie lange genug allein. Gleich ist es 17 Uhr, und er hat immer noch keine gefunden, die er sich schnappen kann.

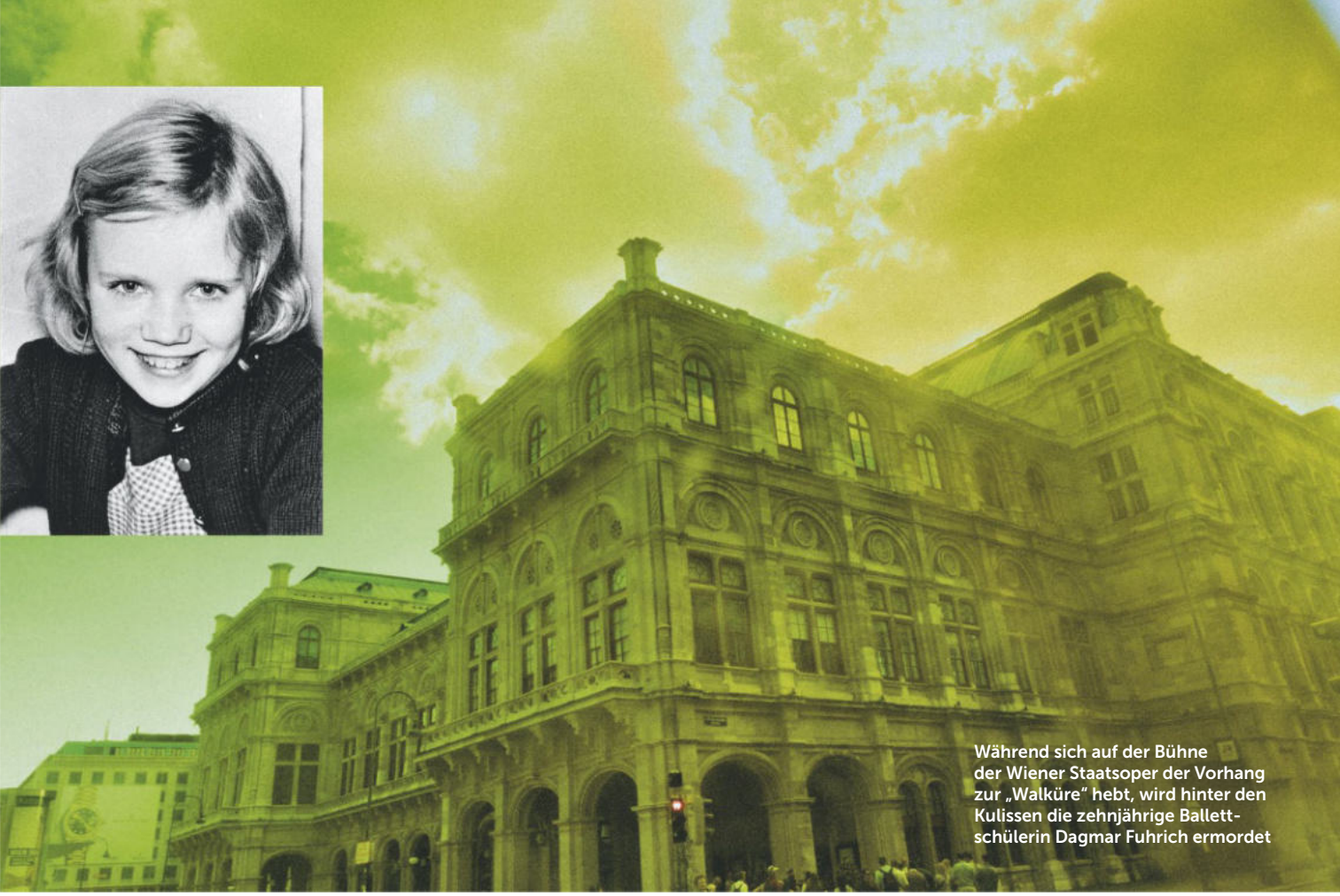
Da kommt ein Mädchen die Treppe hoch. Er spricht sie an und behauptet, die Proben seien heute in einem anderen Stockwerk: „Ich bin eh auf dem Weg dorthin, komm einfach mit mir mit.“

Er führt sie zu dem Duschraum, öffnet die Tür und schaltet das Licht an. Ein gekachelter Raum, vorn eine Bank mit Kleiderablage, dahinter die Duschkabinen. Er gibt sich als Arzt aus, der alle Ballettschülerinnen untersuchen soll. Das Mädchen zögert. Aber es hängt seinen Mantel auf und legt die Sporttasche auf die Bank. Er fordert sie auf, sich auszuziehen. Jetzt erschrickt sie. Ängstlich ruft sie: „Ich will hier weg!“

Kurzerhand schlägt er zu. Doch sie wehrt sich, schreit um Hilfe. Da stürzt er sich auf sie, greift mit beiden Händen nach ihrer Kehle und drückt zu. Dann nimmt er das Messer und sticht zu. Immer und immer wieder. Schweißgebadet kniet er auf ihr. Erst jetzt merkt er, dass sie ganz still ist und sich nicht mehr bewegt.

Er springt auf, greift seine Tasche. Nur weg hier. Er rennt die Stiege hinunter, stößt das Bühnentürl auf und springt hinaus auf die Kärntner Straße. An der Kreuzung ist die Ampel rot, doch er nimmt nichts wahr. Fast läuft er in ein Auto. Von der Ecke ruft ein Wachbeamter ihm etwas nach. Er, bereits mitten auf der Straße, macht sofort kehrt. Und da, in dieser Sekunde, bemerkt er den Fleck: Blut auf seinem Mantel. Er will es verdecken. Da sieht er, dass auch seine Handschuhe blutverschmiert sind.

Schnell biegt er in die Führichgasse ein, verschwindet in einem Hauseingang. Er muss den Mantel loswerden, schnell. Dort, in der plötzlichen Stille, kommt ihm erst zu Bewusstsein, was er getan hat, so wird er es später schildern. Panik steigt in ihm auf: Er stopft Mantel und Messer in seine Aktentasche, rennt



Während sich auf der Bühne der Wiener Staatsoper der Vorhang zur „Walküre" hebt, wird hinter den Kulissen die zehnjährige Ballettschülerin Dagmar Fuhrich ermordet

Foto: brandstaetter images/picture alliance

aus der Tür, immer weiter. Erst am Hohen Markt traut er sich anzuhalten. Er läuft in eine Herrentoilette. Hier zieht er die Handschuhe aus und wäscht sich das Blut ab.

Die Theaterfriseurin Gertraud G. ist an diesem Vorstellungstag früh dran und will vor ihrer Schicht noch schnell duschen. Gegen 16.50 Uhr geht sie im sogenannten Ballettgang in Richtung Waschraum. Jemand hat das Licht angelassen. Als Gertraud die Tür öffnet, sieht sie eine Blutspur auf dem Fliesenboden. Da muss jemand ausgerutscht und mit dem Kopf gegen den Heizkörper geschlagen sein, denkt sie.

Beim Anblick von Blut wird ihr übel, sie muss sich wegdrehen. Sie läuft los, um Hilfe zu holen. Ihre Kollegin Juliane S. und der Feuerwehrmann der Oper eilen herbei und finden ein totes Mädchen. Es liegt halb entkleidet und verrenkt in einer Blutlache.

Hektik bricht aus, doch die drei müssen die Zuständigkeiten einhalten: Der Feuerwehrmann informiert den Theaterarzt Titus Ternes. Nach einer langen halben Stunde trifft er ein, begutachtet den Leichnam und sichert den Tatort provisorisch. Ternes lässt sofort Polizei und den Rettungsdienst verständigen. Gertraud schaut nervös auf die Uhr. Schon 17.45 Uhr. Gleich soll die Vorstellung anfangen, und es ist immer noch niemand von der Polizei da.

Kurz darauf treffen endlich die Ambulanz und die Kriminalpolizei ein. Niemand darf die Oper verlassen, weder die Angestellten noch das Publikum, das bisher nichts vom Drama hinter den Kulissen ahnt. Um keine Panik auszulösen, soll die Aufführung trotzdem wie geplant anfangen. So haben die Kripo und der Gerichtsmediziner nun mehrere Stunden Zeit, um sich einen Überblick zu verschaffen.

Bald stellt sich heraus, dass die Tote ein Mädchen aus der Ballettschule ist: Die zehnjährige Dagmar Fuhrich ist heute nicht zur Probe erschienen. Das schüchterne Mädchen mit den blonden Locken war schon seit zwei Jahren Elevin an der Oper. Dagmar galt als sehr talentiert und träumte davon, Ballerina zu werden. Einmal hat sogar ein Ensemblemitglied mit ihr in der Garderobe getanzt. Das hat sie stolz ihrer Großmutter erzählt.

Pünktlich um 18 Uhr beginnt das Orchester mit den ersten Takten der „Walküre". Das Erwachen aus dieser Geisterwelt ist nach der Vorstellung allerdings jäh: Vor den Saaltüren stehen Polizeibeamte, die von allen Operngästen die Personalien aufnehmen. Erst gegen zwei Uhr morgens dürfen die letzten nach Hause gehen.

Zwei Stunden irrt er durch Wien. Gegen 19.15 Uhr steht er am Westbahnhof. Am Schalter kauft er eine Fahrkarte nach Salzburg. Im Zug schließt er sich im Klosett ein, atmet durch und öffnet seine Aktentasche. Alles voller Blut. Er wäscht die Tasche aus. Er wäscht das Messer. ⟶



Er stürzt aus einem Bühneneingang und rennt fast vor ein Auto. Erst jetzt bemerkt er das Blut an seiner Kleidung

Dann geht er zurück auf seinen Platz. Sein Ziel ist Deutschland. Oft hat er versucht, ein anderer Mensch zu werden. Jedes Mal ist er gescheitert. Diesmal muss es klappen. Doch in Salzburg hat der Schalter für den Grenzübertritt schon geschlossen. Ohne Ausflugsschein darf er nicht nach Deutschland einreisen. Also geht es für ihn erst am nächsten Tag weiter. Er nimmt sich ein Zimmer im Hotel Elmo. Morgen beginnt sein neues Leben.

Am nächsten Tag kennen die Wiener Zeitungen schon alle grausigen Details: „Blutspuren am Bühnentürl!" „Sexualmord in der Staatsoper an 10-jährigem Mäderl!" Die Stadt ist in Aufruhr und das Interesse der Medien riesig. Wenn mitten in der Staatsoper einfach so ein Kind ermordet werden kann, wer ist dann noch sicher?

Natürlich könnte auch ein psychisch Kranker wahllos zugestochen haben, doch der Gerichtsmediziner hat den Mord als Sexualdelikt eingestuft: Von den 34 Stichen, die Dagmar zugefügt wurden, gingen elf in den Unterleib, die anderen in den Brustkorb und den Kopf. Die Ermittler geraten unter Druck: Weil Triebtäter oft mehrfach zuschlagen, ist zu befürchten, dass sich der Mörder bald wieder ein Opfer sucht. Polizei und Justiz leiten eine der größten Fahndungen der österreichischen Geschichte ein. Sie starten einen öffentlichen Zeugenaufruf, weiten die Befragungen auch auf die Ballettklasse der Toten aus und auf alle, die seit der Wiedereröffnung des Opernhauses im Jahr 1955 dort gearbeitet haben.

Schon bald treffen Hinweise aus der Bevölkerung ein. Der junge Tänzer Gerhard D. soll sich gegen 17 Uhr in der Opernkantine auffällig nervös verhalten haben. Der Chorsänger Hermann T. gibt an, schon kurz nach dem Leichenfund von einem aufgeregten Fremden zum Mord befragt worden zu sein. Dieser sei dann eilig in Richtung Aufzug verschwunden. Der Vater einer Tanzschülerin meldet, dass der Chorsänger Leo H. seiner Tochter immer wieder nachgestellt habe. Ein Autofahrer will einen hektisch aus einem Seiteneingang der Oper fliehenden Mann beinahe angefahren haben. Am Bühneneingang in der Kärntner Straße wurden Blutspuren gefunden, die womöglich einen Hinweis auf den Fluchtweg geben.

Auch ein Vollzugsbeamter aus dem Arbeitshaus in Göllersdorf meldet sich, einer Einrichtung, in der Vagabunden und Wiederholungstäter resozialisiert werden sollen. Am 5. März habe er den Verkäufer Josef W. entlassen und ihm zwei stilettartige Messer zurückgegeben. Die Beschreibung passt auf die mutmaßliche Tatwaffe. Sie muss eine schmale, etwa zwölf Zentimeter lange Klinge gehabt haben. Der Gerichtsmediziner geht von einem Hirschfänger oder einem Fahrtenmesser aus. Die Polizei bekommt auch einen Hinweis auf August S., einen Assistenten am gerichtsmedizinischen Institut, ausgerechnet. Während einer Hausdurchsuchung bei ihm findet sie gleich vier verdächtige Messer.

Aus Salzburg fährt er am nächsten Morgen weiter. Münchner Hauptbahnhof. Damit sein neues Leben beginnen kann, muss das alte verschwinden: Er zerreißt seine Papiere und den Grenzübertrittsschein. Niemand soll ihm nachweisen können, wann er aus Wien geflohen ist. Die Papierfetzen wirft er noch am Bahnhof in ein Klosett, das Messer später in einen Gully. Neue Papiere, das ist jetzt das Wichtigste. Auf dem österreichischen Konsulat gibt er sich als sein Schwager Franz R. aus. Er behauptet, dass er seinen Ausweis verloren hat. Doch der Beamte stellt ihm nur eine Verlustanzeige aus, mehr nicht. Das wird niemals reichen, um sich hier in Deutschland arbeitssuchend zu melden.

Entmutigt läuft er ziellos durch München. Am Abend steigt er im Hotel Odeon in der Bahnhofsgegend ab. In der Dachkammer holt ihn seine Tat ein. Zwei Schoppen Wein helfen nicht, seine Gedanken rasen weiter. Das alles hatte er sich leichter vorgestellt. Sein neues Leben hat noch nicht einmal angefangen, und er steckt schon wieder fest. Er nimmt seinen Wollschal, reißt ihn auseinander und befestigt ihn an der Türklinke. Er legt sich die Schlinge um den Hals. Schon zweimal hat er nach Angriffen auf Frauen versucht, sich das Leben zu nehmen. Er scheitert wieder.

JEDES MAL IST ER GESCHEITERT, DIESMAL MUSS ES KLAPPEN

Der Mord an Dagmar Fuhrich hat die Stadt ins Herz getroffen. Viele Bürger und Bürgerinnen nehmen am 22. März an der Beerdigung auf dem Grinzinger Friedhof teil, auch Herbert von Karajan ist unter den Trauergästen. Ein langer Menschenzug folgt Dagmars Familie zum Grab. „Unser Sonnenschein" steht später auf Dagmars Grabstein. Ihre Mutter muss vom Vater gestützt werden, ihre ältere Schwester Sylvia hält ängstlich den Arm des Vaters.



Die Schwester und die Eltern von Dagmar Fuhrich beim Begräbnis im März 1963

Seit zehn Tagen ist sie tot, ihr Mörder immer noch flüchtig. Deshalb hat eine Polizistin Susi und Aurelia gebeten, sie auf den Friedhof zu begleiten. Ihre Hoffnung ist, dass der Täter sich unter die Trauernden mischt und die beiden Mädchen ihn wiedererkennen. Sie stehen am Eingang des Friedhofs und schauen allen aufmerksam ins Gesicht. Doch die Ermittler haben kein Glück. Die beiden Zeuginnen können niemanden als den Mörder identifizieren.

Insgesamt 14.000 Personen überprüft die Wiener Polizei in den folgenden Wochen und Monaten. Die Ermittler durchkämmen das Register der Triebtäter und kontrollieren alle Straftäter, die vor Kurzem aus der Haft entlassen wurden.

Er steht wieder vor dem Nichts. Doch den Traum vom neuen Leben gleich wieder aufgeben? Nein, das ⟶

Foto: picture alliance

will er nicht. Er reist weiter, dabei weiß er nicht einmal genau, wohin. Von München aus nach Mannheim, weiter nach Karlsruhe, Heidelberg und Köln. Er hält sich mit gelegentlichen Diebstählen über Wasser. Doch ohne Papiere wird er irgendwann abgeschoben werden. Er muss zurück nach Österreich, ein neuer Ausweis ist die einzige Lösung. Bei der Bahnhofsmission in Salzburg erbettelt er sich einen Rückfahrschein nach Wien.

Ende April ist er zurück in Wien, zurück in seinem alten Leben, weiter auf der Flucht und noch dazu obdachlos. Nicht mal zur Mutter kann er, die ihm sonst immer ausgeholfen hat, mit Geld oder einem Dach über dem Kopf. Der Bruder hat es ihr diesmal verboten, ihn zu sehen. Selbst seine Familie will mit einem Versager wie ihm nichts mehr zu tun haben. Sie kennen seine Geschichte. Schon mit 15 hat er gemerkt, dass etwas mit ihm nicht stimmt. Immer wieder verlor er die Kontrolle. Dann haben sie ihn für geisteskrank erklärt und in eine Pflegeanstalt gesteckt. Aber behandelt hat man ihn dort nicht. Jetzt gibt ihm sein ehemaliger Zellengenosse Ernst G. Unterschlupf.

Er beginnt wieder zu stehlen, anders kennt er es nicht. Auch diese Wut auf Frauen ist immer noch da. Sie geht nicht weg. Woher sie kommt, weiß er selbst nicht genau. Er weiß nur, dass sie sich schon lange in ihm festgesetzt hat. Wieder versucht er, seine Anspannung mit Alkohol zu betäuben. Doch das Verlangen zuzustechen wird immer größer.

Am 17. Juni will er sich im O. P. Kino am Graben 29 einen Film ansehen. Er stellt sich an der Kassa an. In der Schlange vor ihm stehen zwei junge Frauen, die sich angeregt unterhalten. Sie schauen zu ihm herüber und kichern. Sicher über ihn, so war es ja schon immer.

Auf dem Weg in den Kinosaal überkommt es ihn. Er muss eines der beiden Mädchen stechen, egal, welches. Er folgt ihnen. Im Gehen nimmt er das Messer aus der Hosentasche. Ein harter Stich in den Rücken. Dann kehrt er um und rennt.

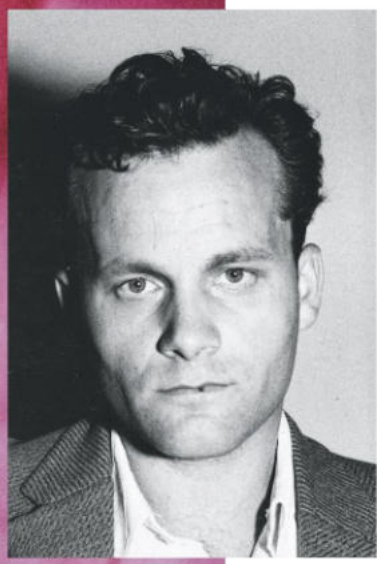
Die Ticketverkäuferin hat alles gesehen und läuft ihm nach. Doch er kann sie schnell abschütteln, den Graben entlang zur Goldschmiedegasse. Erst hier bemerkt er, dass er noch das aufgeklappte Messer in der Hand hat. Schnell steckt er es weg. Am Schwedenplatz steigt er in die Tram und fährt zum Café Hummel. Dort arbeitet Ernst. Er setzt sich an die Bar und wartet, bis sein Kumpel mit der Schicht fertig ist.

„Messerattentat im Kino bleibt mysteriös“, titelt am nächsten Tag „Die Presse“. Die verletzte Waltraut B. schließt aus, dass ein verschmähter Verehrer ihr aufgelauert hat. „Polizei glaubt an ein Triebverbrechen“, schreibt die Zeitung weiter. In den folgenden Wochen werden die Artikel über den frauenhassenden Messerstecher alarmierender, denn bald ist klar, dass es sich um einen Serientäter handelt. Am 30. Juli begrapscht ein Mann in der Augustinerkirche die amerikanische Austauschstudentin Virginia C. und sticht auf sie ein, als sie sich wehrt. Wenige Tage später, am 2. August, attackiert ein junger Mann beim Johann-Strauß-Denkmal im Stadtpark Maria B. und verletzt sie am Nacken. Auf der Flucht wirft er sein Messer auf die Straße.

SCHON MIT 15 HAT ER GEMERKT, DASS ETWAS MIT IHM NICHT STIMMT



Auf seiner Flucht durch die Stadt nimmt er kaum etwas wahr



Josef Weinwurm ist 32 Jahre alt, als er das junge Mädchen in der Oper ersticht

In Wien geht die Angst um. Es könnte jede Frau und jedes Mädchen treffen. Und die Polizei ist ratlos. Sie weiß nicht, ob die Angriffe mit dem Opernmord zusammenhängen. Aber selbst wenn es so wäre, würde es ihr nicht weiterhelfen, denn sie steckt bei ihren Ermittlungen fest. Auf den vier Messern, die bei August S. gefunden worden waren, konnten keine Blutspuren nachgewiesen werden. Die Klingen passen auch nicht zu den Verletzungen von Dagmar Fuhrich. Auch alle anderen Spuren haben bisher zu nichts geführt.

Vier Tage nach dem Angriff am Johann-Strauß-Denkmal geht der Polizeiwachmann Johann Kowarik in der Innenstadt Streife. Gegen 16.50 Uhr winkt ihn eine Passantin aufgeregt herbei: „Schnell, in der Tuchlauben Nummer 3 ist eine Frau von einem Mann überfallen worden!“ Der Polizist eilt in die nahe gelegene Straße und findet die aufgewühlte Rentnerin Emma L. Sie blutet am Hals. Bei der Vernehmung erzählt sie später, dass ihr im Stiegenhaus ihres Hauses ein Mann von hinten den Mund zugehalten und ihr eine Stichwunde zugefügt habe. „Als ich zurückwich, erblickte ich in der Hand des Mannes eine Gabel. ‚Geld her‘, rief er.“ Sie konnte sich jedoch losreißen und um Hilfe rufen. Der Mann floh ins Nachbargebäude, und sie verstellte geistesgegenwärtig den Eingang, bis Kowarik eintraf. „Hier ist er reingelaufen!“

Im Haus greift Kowarik einen Mann auf: dunkelblond, mittelgroß und vor Aufregung schweißgebadet. „Was machen Sie hier?“, fragt er ihn. Der Mann erzählt ihm eine wirre Geschichte. Angeblich habe er versucht, die Hausmeisterin zu finden, um das Klosett benutzen zu dürfen. Kowarik nimmt ihn fest. Es ist der 33-jährige Josef Weinwurm, der Anfang März aus dem Arbeitshaus in Göllersdorf entlassen worden war. Bei seiner Mutter Johanna hatte die Polizei bereits im April angeklopft. Doch als die Beamten Weinwurm dort nicht antrafen, ging die Spur vermutlich in den vielen Hinweisen unter.

Im Sicherheitsbüro, wie die Kriminalpolizei in Wien 1963 noch heißt, bestreitet Weinwurm den Angriff auf Emma L. Doch sein Aussehen passt genau zur Beschreibung des Messerstechers von Wien. Die vier betroffenen Frauen identifizieren ihn in einer Gegenüberstellung. „Wiener Bevölkerung kann aufatmen: Messerattentate vermutlich geklärt“, berichten die Zeitungen.

Die Kripo vermutet, dass Weinwurm auch der Opernmörder ist: Er hat kein überzeugendes Alibi, die Beschreibung der Ballettschülerin Susi F. passt auf ihn, und unter den Habseligkeiten, die ihm nach seiner Entlassung zurückgegeben wurden, war ein Messer, das der Tatwaffe ähnelt. Die Puzzleteile aus den Ermittlungen ergeben langsam ein Gesamtbild.

Allerdings ist die Beweislage gegen Weinwurm im Opernmord dünn. Die Tatwaffe fehlt. Susi F. kann Weinwurm nicht eindeutig als den Mann identifizieren, den sie im Treppenhaus getroffen hat. Nur mit einem Geständnis können sie Weinwurm vor Gericht bringen. Der Druck auf das Vernehmungsteam ist groß. Das Sicherheitsbüro will deshalb ⟶

Foto: picture alliance



IMMER WIEDER VERLIERT ER DIE KONTROLLE

Am Westbahnhof steigt
er in den Zug nach Salzburg.
Er will nach Deutschland,
ein neues Leben beginnen



Mehrere Monate nach dem Mord greift er am Johann-Strauß-Denkmal eine junge Frau an und verletzt sie am Nacken

auch sein Alibi für den Tag des Opernmords überprüfen. Es rollt seine kriminelle Vergangenheit und sogar seine Krankengeschichte auf. Jedes Detail zählt.

Weinwurm kommt aus einer bodenständigen Familie, doch seine Beziehung zu seinen Eltern und Geschwistern ist schon immer schwierig gewesen. Der Vater betreibt bis zu seinem Tod ein Lebensmittelgeschäft, das er später an Josef übergeben will, deshalb schickt er ihn auf die Wirtschaftsschule. Doch Josef will lieber Mechaniker werden. Schon früh eckt er an. Als Jugendlicher beginnt er, Lebensmittelmarken aus dem Familienbetrieb mitgehen zu lassen. Schließlich stiehlt er immer öfter.

Mit 17 bedroht er ein Mädchen mit einer Pistole, es soll sich vor ihm ausziehen, aber es schlägt ihn in die Flucht. Aus Reue versucht er danach, sich selbst zu erschießen, verletzt sich aber nur an der Hand. Mit 19 nimmt er nach einem Angriff auf eine weitere Frau eine Überdosis Schlaftabletten, wird jedoch gerettet. Ein Jahr muss er in der Psychiatrie verbringen, weil psychopathische und schizoide Züge an ihm diagnostiziert wurden, ebenso erhebliche emotionale und intellektuelle Beeinträchtigungen, die als mildernde Umstände gelten. Er sitzt regelmäßig



SCHON EINIGE TAGE VOR DEM MORD IST ER DURCH DIE OPER GESCHLICHEN

wegen Diebstahls und Raubs im Gefängnis. 1953 wird er wegen gut 80 verschiedener Einschleichdiebstähle zu vier Jahren Haft verurteilt, wird jedoch nach zwei Jahren auf Bewährung entlassen.

Seine Mutter weiß bald nicht mehr weiter: „Er ist schon immer lebensüberdrüssig gewesen“, wird sie vor Gericht sagen. „Er ist mit sich selbst nicht fertig geworden. Er hat das ganze Innenleben irgendwie nicht verdauen können. Ich habe ihm immer zugeredet. Er ist oft gesessen und hat ganz starr vor sich hingeschaut, und da habe ich gewusst, jetzt ist er wieder weiß Gott wo.“ Sie erklärt sich das mit familiärer Vorbelastung. In der Familie ihres Mannes seien Trinker gewesen, in beiden Familien habe es mehrere Selbstmorde gegeben.

Am 14. August beginnen die Beamten des Sicherheitsbüros Weinwurm zu vernehmen. Reihum versuchen sie, an ihn heranzukommen, doch er bestreitet alles. Egal, wer sich ihn vorknöpft: Er bleibt stur und behauptet, am Tag des Opernmords schon mittags nach Salzburg gefahren zu sein.



In der Aktentasche versteckt der Mörder sein Messer. Mit dem Schal versucht er später, sich das Leben zu nehmen

Mit jeder Behauptung beginnt eine neue Runde Überprüfungen: Kann es stimmen, dass Weinwurm schon einen halben Tag früher abgereist ist? Ein Durchschlag des Grenzübertrittsscheins widerlegt ihn schließlich. Das Datum auf dem Schein lässt keinen Zweifel, dass er erst abends an der Grenze ankam und zur Tatzeit noch in Wien war.

Wegen solcher Lügen kommen die Verhöre kaum voran. Weinwurm schweift ständig ab, klagt über sein angespanntes Verhältnis zu den Eltern und schiebt als Alibi immer wieder eine angebliche Geliebte vor, weigert sich jedoch, ihren Namen preiszugeben.

Erst als Kriminalinspektor Franz Blasko von der Mordkommission beginnt, sich mit Weinwurm zu unterhalten, gerät etwas in Bewegung. Blasko, 43, nur zehn Jahre älter als Weinwurm, ist wegen seiner Fremdsprachenkenntnisse in die Abteilung gekommen. Mit den Methoden seiner älteren Kollegen, die ständig Druck ausüben und auch mal ein Geständnis aus den Verdächtigen herausprügeln, kann er nicht viel anfangen.

Blasko schwört auf humane Gesprächsführung, wie er es nennt. Er baut über Tage ein Vertrauensverhältnis zu Weinwurm auf, will ihn als Menschen kennenlernen und seine Beweggründe nachvollziehen. Er versteht Weinwurms Wunsch nach einem Neuanfang und appelliert an ihn: „Schauen Sie, Sie werden sicher eines Tages wieder entlassen werden, und dann haben Sie noch Zeit, sich ein neues Leben aufzubauen.“

Nach 13 Tagen hat es Blasko geschafft. Am 27. August 1963 gesteht Weinwurm – und zwar alles: den Opernmord, die Messerattentate und die Diebstähle während seiner Flucht. Er schildert auch, wie er einige Tage vor dem Mord bereits in der Oper herumgeschlichen ist und das Gebäude ausgekundschaftet hat. Ursprünglich habe er nur Ausschau nach Gelegenheitsdiebstählen halten wollen, habe dann aber Stimmen aus einem Waschraum gehört und durchs Schlüsselloch eine nackte Frau beobachtet, die er nicht mehr vergessen konnte. Wegen dieses Bildes in seinem Kopf sei er wiedergekommen, um eine Frau niederzustechen. Dagmar Fuhrich war ein Zufallsopfer, ein Mädchen, das leicht greifbar war und von dem kaum Gegenwehr zu erwarten war.

Nicht nur Blasko will wissen, wieso Weinwurm einen solchen Hass auf Frauen hat, auch der Untersuchungsrichter bohrt wieder und wieder nach. Doch auch er bekommt keine zufriedenstellende Antwort. Weinwurm kann oder will nicht erklären, was in ihm vorging: „Auch heute kann ich nur sagen, dass der Beweggrund mir selbst unbegreiflich ist."

Am 6. April 1964, fast ein Jahr nach dem Opernmord, bilden sich schon morgens Menschentrauben vor dem Landesgericht für Strafsachen in Wien. Jeder will einen Platz im Gerichtssaal ergattern. Ab heute muss sich Josef Weinwurm hier verantworten. Unter dem Vorsitz des Richters August Schachermayr sollen acht Geschworene über den Fall entscheiden – und unter den Augen der ganzen Stadt.

Mord, versuchter Mord, Körperverletzung, Diebstähle und Unzucht mit seinem ehemaligen Zellengenossen Ernst G. – die Liste der Anklagepunkte ist lang. Da Weinwurm ein umfassendes Geständnis abgelegt hat, geht es vor allem um das Strafmaß und die Frage, ob er schuldfähig ist.

Bereits in seiner Jugend haben ihn zwei Psychiater untersucht. Es fiel ihnen schwer, Weinwurm zu beurteilen, aber sie kamen schließlich zu dem Schluss, dass er ein „Psychopath mit schizoiden Zügen" sei. Weinwurm scheint sich wegen dieses Befundes sicher zu sein, dass er nicht zurück ins Gefängnis muss, sondern wieder in ein Arbeitshaus oder eine Psychiatrie eingewiesen wird.

Sein Anwalt Christian Prem stützt seine Verteidigung auf dieses mehr als 15 Jahre alte Gutachten. Er will die beiden Psychiater von damals als Zeugen aufrufen, vermutlich weil er von ihnen hören will, dass Weinwurm nicht schuldfähig ist. Er darf sie aber nur vor dem Prozessbeginn befragen. Das Ergebnis ist ernüchternd für Weinwurm: Sie können sich an keine Einzelheiten erinnern.

Damit hängt die Beurteilung von Weinwurms Schuldfähigkeit wesentlich vom gerichtlich bestellten Gutachter Heinrich Gross und seinem Kollegen Rolph Jech ab. Sie fügen die alten Gutachten und ihre eigenen Untersuchungen zu einem Gesamtbild zusammen: Weinwurms langes Strafregister als Dieb, Räuber und Betrüger kann schnell darüber hinwegtäuschen, dass er vor allem ein gestörtes Verhältnis zu Frauen hat. Die Gutachter sind sich sicher: „Der Beschuldigte versucht natürlich den sexuellen Charakter dieser Straftaten bei der jetzigen Untersuchung und bei den jetzigen Einvernahmen zu verdrängen." Vor allem Weinwurms minutiöse Auskundschaftung der Oper ist für sie ein stichhaltiger Hinweis, dass er nicht im Affekt gehandelt hat. Sie halten ihn für einen Triebtäter, der seine Taten bei vollem Bewusstsein begangen hat und somit uneingeschränkt schuldfähig ist.

Nach vier Tagen Verhandlung befinden die Geschworenen Josef Weinwurm in allen Anklagepunkten für schuldig. Sein Geständnis gilt zwar als mildernder Umstand, wiegt die Schwere der Tat jedoch nicht auf. „Die zahlreichen Vorstrafen, der besonders schwere Angriff gegen das Kind Dagmar Fuhrich, sowie der rasche Rückfall" ließen „auf eine Besserungsfähigkeit des Angeklagten nicht mehr schließen", schreiben sie in der Urteilsbegründung.

Mit der Verurteilung nimmt das Spektakel um den Opernmörder sein Ende. Presse und Öffentlichkeit sind beruhigt, dass die Gefahr gebannt ist und Weinwurm seine gerechte Strafe bekommen hat. Zumindest auf dem Papier ist die Ordnung wiederhergestellt.

Doch Weinwurms Mutter ist eine gebrochene Frau, seine Geschwister müssen für immer den Namen des Opernmörders tragen. Dagmar Fuhrichs Familie wird sich vom Tod des Kindes nie erholen. Sowohl die Mutter als auch die Großmutter versuchen später, sich das Leben zu nehmen. Der Vater stirbt früh an Krebs. Damit Dagmar nicht in Vergessenheit gerät, wurde ihr Grab zur historischen Grabstelle erklärt, für deren Erhalt die Stadt Wien bis heute aufkommt.



Der Prozess im April 1964 dauert nur vier Tage. Weinwurm hofft, dass er als schuldunfähig gilt

Weinwurm wird zu lebenslangem schwerem Kerker verurteilt, verschärft durch hartes Lager. Das heißt, dass er jeden Monat eine Nacht auf einem ungepolsterten Holzbrett schlafen muss und einen Tag im Monat kein Essen bekommt. An den Jahrestagen des Mordes und der drei Mordversuche muss er in Dunkelhaft. Mehr als zehn Jahre muss Weinwurm unter diesen verschärften Haftbedingungen einsitzen. Erst eine Strafrechtsreform Mitte der 70er-Jahre bringt eine Lockerung. Doch seine Anträge auf Entlassung auf Bewährung werden alle abgelehnt. Mitte der 80er-Jahre gibt er auf.

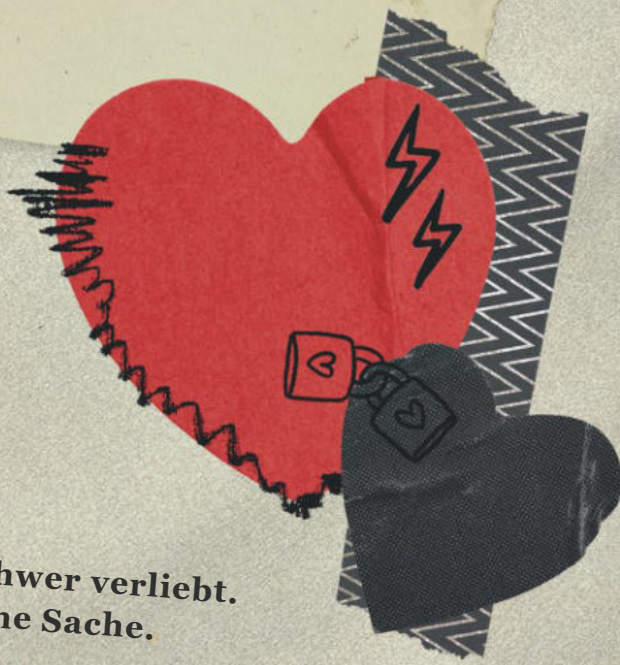
Als er am 22. August 2004 mit 73 Jahren in der JVA Stein im niederösterreichischen Krems stirbt, hat er mehr als die Hälfte seines Lebens hinter Gittern verbracht. Kein österreichischer Strafgefangener saß bis dahin länger im Gefängnis. Der Himmel ist wolkenlos, als der Pfarrer an diesem Sommertag in der Aussegnungshalle für Josef Weinwurm betet. Vier Bestatter schultern den schlichten Sarg und tragen ihn über den Kremser Friedhof zu einem Armengrab. Fast 40 Jahre nachdem ganz Wien von Dagmar Fuhrich Abschied genommen hat, wird ihr Mörder beinahe unbemerkt zu Grabe getragen. Nur eine einzige Person ist zur Beerdigung gekommen: Ein Vollzugsbeamter geht hinter dem Sarg her. Als Zeuge, so sieht es das Gesetz vor. ●

Fotos: picture alliance; akg-images

David Graham und Diane Zamora wollen zum Militär. Sie haben Großes vor



Highschool Sweethearts



VON **SKIP HOLLANDSWORTH** ILLUSTRATIONEN **GIBSON KOCHANEK**

Sie sind jung, schlau und schwer verliebt. Nichts steht ihrem Glück im Weg. Nur diese eine Sache.



Wahrscheinlich kreuzten sich ihre Wege zum ersten Mal bei einem Crosslauf-Wettbewerb im Frühherbst 1995. Sie kamen aus benachbarten Kleinstädten in Texas und traten im Zwei-Meilen-Rennen gegeneinander an. Nichts deutet darauf hin, dass sie sich begrüßten oder vor dem Start die Hand gaben. Warum auch? Wahrscheinlich kannten die beiden Highschool-Schülerinnen nicht einmal den Namen der anderen.

Adrianne Jones war eine sonnengebräunte Blondine mit strahlendem Teint. Diane Zamora war schmaler und nicht ganz so groß, aber auf eine ganz eigene Art faszinierend. Dunkle Haare umrahmten ihr Gesicht mit den hypnotisch geschwungenen Brauen. „Wenn sie dich ansah", sagte später ein Junge, „fiel es dir schwer, den Blick von ihr zu lösen."

Damals konnten die beiden Mädchen nicht ahnen, dass sie mehr verband als der Crosslauf. Dass sie sich beide zu demselben Jungen hingezogen fühlten: dem schlanken und muskulösen David Graham.

David hatte sich bereits für Diane entschieden. Doch David konnte nicht abstreiten, dass auch Adrianne etwas Verführerisches an sich hatte. Er verbrachte Zeit mit ihr, unterhielt sich mit ihr und sah ihr in die haselnussbraunen Augen.

Die beiden Mädchen stellten sich für den Crosslauf auf und warteten auf den Startschuss.

Es sollte nicht lange dauern, bis sie sich wieder begegneten.

In den Morgenstunden des 4. Dezember 1995 fuhr ein Viehzüchter eine einsame Landstraße entlang, um seine Weidezäune zu kontrollieren. Hinter einem Stacheldrahtzaun entdeckte er eine Leiche. Das Gesicht des Mädchens war so übel zugerichtet, dass es kaum zu erkennen war. In ihrer linken Wange klaffte ein Einschussloch, ein weiteres in ihrer Stirn. Auf der linken Kopfseite war der Schädel über ihrem Ohr wie ein Kürbis eingedrückt. Sie trug grün-blaue Flanellshorts und ein graues T-Shirt mit der Aufschrift „UIL Region-I Cross Country Regionals 1995". Wenige Stunden später hatte die Polizei die Leiche identifiziert: Es war Adrianne Jones, 16 Jahre alt, Schülerin aus Mansfield.

Mansfield war einer der letzten Orte im Großraum Dallas-Fort-Worth in Texas, der sich noch wie eine Kleinstadt anfühlte. Es gab eine alte Indoor-Rodeo-Arena und ein paar bunte Antiquitätenläden. 1984, auf der Suche nach einem Ort, an dem er seine wachsende Familie großziehen konnte, war Bill Jones mit seiner Frau Linda und den drei Kindern – Adrianne und ihren beiden jüngeren Brüdern – hierhergezogen.

Bill Jones verdiente sein Geld mit der Reparatur schwerer Baumaschinen. Seine Kinder hielt er an der kurzen Leine, besonders Adrianne, die viele nur AJ nannten. „Ich wollte sie mit den strengen Regeln von den üblichen Verlockungen des Teenagerlebens fernhalten", sagte Bill. Erst seit dem Herbst durfte Adrianne am Wochenende länger als 21 Uhr wegbleiben. Wenn sie mit Freunden ins Kino oder zum Freizeitpark ging, musste sie ihm danach oft den Abriss der Eintrittskarte vorzeigen, um zu beweisen, wo sie gewesen war. Die Fenster ihres Schlafzimmers hatte er zugenagelt, damit sie nachts nicht aus dem Haus klettern konnte.

Dabei war Adrianne alles andere als eine Rebellin. An der Mansfield High School galt sie als ausgezeichnete Schülerin und gute Sportlerin. Nachdem sie sich beim Fußballspielen das Knie verletzt hatte, wechselte sie ins Crosslauf-Team. Sie war so stark im Zwei-Meilen-Lauf, dass sich ihre Staffel mit ihrer Hilfe für die regionalen Meisterschaften im November in Lubbock qualifizierte. Nebenbei arbeitete AJ 20 Stunden pro Woche bei „Golden Fried Chicken", einem Schnellimbiss. „Sie war mein Superstar", erklärte die Restaurantleiterin. „Ich habe sie an den Drive-in-Schalter gesetzt, weil sie jedem ein Lächeln ins Gesicht zauberte." Adrianne trug immer eine Mütze mit einem selbst gemalten Smiley auf dem Schirm. Tracy Bumpass, eine ihrer besten Freundinnen, beschrieb Adrianne als jemanden, der gern flirtete. Es gab jede Menge Jungs, die etwas von ihr wollten. Sie kurvten in ihren Autos langsam ums Haus der Familie Jones. Die ganz Mutigen bogen in die Einfahrt ein, um mit Adrianne zu sprechen, die bereits im Vorgarten wartete, aber immer kurze Blicke zur Haustür warf, um zu sehen, ob ihr Vater sie beobachtete.

Gerade Adriannes Beliebtheit machte die Ermittlungen so schwierig. Während erwachsene Mordopfer selten mehr als ein paar Dutzend Menschen in ihrem engen Umfeld haben, kreuzen sich die Wege von Highschool-Schülern jeden Tag mit Hunderten anderer. Adrianne musste ihren Mörder oder ihre Mörder gekannt haben, denn am Tatort gab es keine Hinweise, dass sie sich gewehrt hatte. Es gab keine Verletzungen, die darauf hindeuteten, dass sie an Händen oder Beinen gefesselt worden war. Keine Anzeichen dafür, dass jemand in ihr Haus eingebrochen oder durch ihr Fenster geklettert war, um sie zu entführen. Die Autopsie ergab zudem, dass Adrianne nicht sexuell missbraucht worden war. Ihr Tod wirkte eher wie eine Hinrichtung.



David übt auf andere eine eigentümliche Faszination aus. Nicht nur auf Diane. Auch auf Adrianne

Unter den fast 2500 Schülern der Mansfield High School verbreiteten sich bald die wildesten Gerüchte. Manche behaupteten, Adrianne habe sich nachts aus dem Haus geschlichen, um auf Raves zu feiern. Andere mutmaßten, sie kenne Drogendealer. Es wurden so viele Jungs erwähnt, mit denen Adrianne angeblich zusammen gewesen sein sollte, dass ihre Mutter sich bemüßigt fühlte, einem Reporter zu versichern, ihre Tochter sei kein „Flittchen“ gewesen. „Das einzige Gerücht, das wir nicht gehört haben“, sagte ihr Vater Bill, „war, dass Adrianne von Aliens entführt worden ist.“

Die Detectives saßen in Zivilfahrzeugen vor der Highschool und beobachteten das Treiben. Sie sprachen mit Mitarbeitern und Vertrauenslehrern über Schüler, die ab und zu Ärger machten. Sie fragten Jugendliche, ob sie jemanden kannten, der eifersüchtig oder wütend auf Adrianne gewesen war.

Bill und Linda Jones erzählten den Ermittlern, dass sie Adrianne in der Mordnacht widerwillig erlaubt hatten, länger als bis zu ihrer üblichen Sperrzeit um 22 Uhr zu telefonieren. Ihr neuer Freund, Tracy Smith, war an diesem Wochenende mit seinen Eltern verreist und hatte erst um 22.30 Uhr angerufen. Er war ein großer, kräftig gebauter Junge, der die Highschool im Nachbarort besuchte. Adrianne und er hatten sich erst ein paar Monate zuvor im „Golden Fried Chicken“ kennengelernt. Bill sagte, sie dürfe mit Tracy sprechen, aber nur für ein paar Minuten.

Während des Telefonats hörte Linda, wie ihre Tochter sagte: „Warte mal, da ist jemand auf der anderen Leitung.“ Adrianne drückte die Taste für die Anklopffunktion und sprach eine Minute lang leise. Dann schaltete sie zurück und beendete ihr Gespräch mit Tracy.

„Wer hat da angerufen?“, wollte Linda später wissen. Adrianne antwortete: „Ach, das war David vom Crosslauf, und er ist gerade wegen irgendwas bedrückt.“

Nachdem sie das Telefonat mit Tracy beendet hatte, ging Adrianne in ihr Zimmer. Um 22.45 Uhr sah Linda, dass ihre Tochter noch wach war und ihre Hosen für den nächsten Schultag bügelte. Die Mutter ermahnte sie, das Licht auszuschalten und ins Bett zu gehen. Den Ermittlern erzählte sie später, Adrianne habe „irgendwie hibbelig“ gewirkt. ⟶

Dieser Text erschien erstmals im Dezember 1996 bei Texas Monthly
Verwendete Fotos: Vorherige Seite: action press; Mauritius Images/ZUMA Press/Alamy; diese Seite: action press (2)

Irgendwann nach Mitternacht hörte einer von Adriannes jüngeren Brüdern ein langsam fahrendes Auto vor dem Haus. Als er aus dem Fenster schaute, glaubte er, einen Pick-up davonfahren zu sehen.

Als Adrianne am nächsten Morgen nirgends zu finden war, vermuteten ihre Eltern zunächst, sie sei früher aufgestanden, um joggen zu gehen. Doch als sie ihre Laufschuhe in ihrem Schlafzimmer entdeckten, wurden sie unruhig. Linda rief die Crosslauf-Trainerin der Highschool an und fragte: „Gibt es im Team einen Jungen namens David?“ „Ja, David Graham“, antwortete die Trainerin. „Adrianne wird vermisst“, sagte Linda, „und ich glaube, er hat sie gestern Abend angerufen.“

Die Trainerin wusste nicht einmal, dass David und Adrianne befreundet waren. David war Zwölftklässler und Adrianne zwei Stufen unter ihm. Der 18-Jährige war ein passabler Crossläufer, aber vor allem als Bataillonskommandeur im Juniorenprogramm des ROTC bekannt, dem Ausbildungskorps für Reserveoffiziere an der Schule. Die Trainerin schickte eine Teamkollegin von Adrianne zu David in den Mathematikunterricht, um ihn zu fragen, ob er Adrianne am Vorabend angerufen habe. David starrte sie an, als würde sie Unsinn reden. „Nein. Warum sollte ich?“

Die Detectives sprachen mit David Graham, aber sie waren schnell überzeugt, dass er mit dem Mord nichts zu tun hatte. Zum einen tauchte Davids Name nicht in Adriannes Telefonbuch auf; zum anderen erwähnte ihn keine von AJs Freundinnen, als die Beamten sie fragten, wer ihr besonders nahestand. Tracy Bumpass behauptete, Adrianne habe ihr all ihre „tiefsten, dunkelsten Geheimnisse“ anvertraut. Doch Davids Name sei nie gefallen. Angeblich wurde er bei der Gedenkfeier mit Tränen in den Augen gesehen. Er schien so fassungslos zu sein wie alle anderen.

Nur die wenigsten Schüler bezeichneten David als guten Freund, aber auf manche übte er eine eigentümliche Faszination aus. Mit seinem kurzen Bürstenschnitt und seiner steifen Haltung wirkte er wie ein Relikt aus einer längst vergangenen Ära. Als jüngstes von vier Kindern lebte David bei seinem Vater, einem pensionierten, alleinstehenden Grundschulrektor. Seit er mit sieben zum ersten Mal eine Flugshow gesehen hatte, wollte er Pilot bei der Air Force werden. Davon hatte er sich nie abbringen lassen.

ROTC-Kadetten wurden an der Mansfield High School oft verspottet oder ausgelacht. „In ihren grünen Uniformen sahen sie alle aus wie Nerds“, sagte eine Mitschülerin. Trotzdem war allen klar, dass David es weit bringen würde. Er war von der Studienstiftung National Merit ausgezeichnet worden und hatte die Unterstützung eines Kongressabgeordneten für seine Bewerbung an die Air Force Academy in Colorado Springs. „Einige Schüler sprachen ihn spöttisch mit ‚Oberst Graham‘ an“, sagte eine Mitschülerin. „Aber man spürte, dass da auch Respekt mitschwang.“





Militärfans werden an der Highschool belächelt. Ihr Ehrgeiz nötigt manchen aber auch Respekt ab

Verwendete Fotos: mauritius images/ZUMA Press/Alamy; Rich Lipski/The The Washington Post via Getty Images; Pat Canova/Mauritius Images/Alamy; Mark Perlstein/Getty Images

David Graham schien wie geschaffen für das Militär. Wenn er gemeinsam mit seinem ROTC-Geschwader vor den Football-Spielen die Fahne präsentierte, stand er so regungslos auf dem Spielfeld, dass die Zuschauer eher ihn als die Flagge beobachteten. Dabei wirkte er nie wie eine dieser GI-Joe-Actionfiguren. Die Mädchen mochten ihn wegen seiner guten Manieren. Viele wären wohl gern mit ihm ausgegangen. Nur wenige wussten, dass er längst eine Freundin hatte.

Ihr Name war Diane Zamora, Schülerin der Abschlussklasse an der Highschool in Crowley, knapp 30 Kilometer entfernt. Sie war genauso klug wie David und genauso entschlossen, an eine Militärakademie zu gehen. Als herausragende Schülerin war sie in die National Honor Society aufgenommen worden. Sie spielte Flöte in der Marching Band und lief, genau wie David, im Crosslauf-Team ihrer Highschool. „Wenn man die beiden zusammen sah“, sagte einer von Dianes Verwandten, „wusste man einfach, dass eine großartige Zukunft vor ihnen lag.“

Bill und Linda Jones sagten der Polizei, sie würden Adriannes Freund Tracy Smith misstrauen. Linda fand es merkwürdig, dass er nach dem Mord nicht einmal versucht habe, Kontakt zur Familie aufzunehmen. Doch auch Tracy bestand den Lügendetektortest.

Tracy gab der Polizei jedoch einen Hinweis: Adrianne habe ihm erzählt, dass es jemand namens „Bryan“ gewesen sei, der an jenem Abend auf der anderen Telefonleitung angeklopft habe. Sie habe gesagt, „Bryan“ sei depressiv und wolle sie an jenem Abend treffen, um mit ihr zu reden.

Die Ermittler fanden heraus, dass ein Teenager namens Bryan McMillen in einer Drogerie in der Nähe eines Subway-Sandwichladens arbeitete, in dem Adrianne früher gejobbt hatte. Ihre Freunde und Familie behaupteten, Bryan sei vernarrt in sie gewesen und habe ihr nachgestellt. „Er fing an, sie so sehr zu belästigen, dass sie sich hinter der Theke versteckte, sobald sie ihn kommen sah“, sagte Linda.

Der Verdacht erhärtete sich, als die Ermittler herausfanden, dass der 17-jährige Bryan vier verschiedene Medikamente gegen Depressionen nahm. Bei seiner Vernehmung erklärte er zunächst, er kenne keine Adrianne Jones. Dann räumte er doch ein, dass er sie kannte. Gefragt, ob er in der Mordnacht mit ihr gesprochen habe, konnte er sich nicht erinnern. Er habe an jenem Abend zum ersten Mal seit sechs Monaten Alkohol getrunken und sei betrunken gewesen. Er sei wütend gewesen, weil alle seine Bekannten eine Freundin hätten. Nur er nicht, deswegen habe er sich wie ein Außenseiter gefühlt.

Es fiel der Polizei nicht schwer, ein Szenario der Tat zu entwerfen: Ein einsamer Junge holt sich eine Abfuhr von der schönen Blondine; er lockt sie zu einem nächtlichen Treffen und verliert die Kontrolle. Die Ermittler bohrten ⟶



Nach ihrer Ausbildung bei der Armee wollen sie heiraten. So haben sie es einander versprochen

nach, ob er in jener Nacht zu Adriannes Haus gefahren sei. Bryan sagte, das könne schon sein. Vielleicht habe er sie auch irgendwohin mitgenommen. Er könne sich einfach nicht erinnern.

Eine Woche später stürmte eine bewaffnete Spezialeinheit das Haus von Bryans Eltern und verhaftete den Jungen wegen Mordes. Sein Pick-up wurde beschlagnahmt. Doch mehrere Freunde sprangen ihm bei. Bryan, sagten sie, sei ein sanftmütiger, leicht verwirrter Typ, der niemals gewalttätig werden würde. Auch sein Vater bestand darauf, dass sein Sohn in der Mordnacht das Haus nicht verlassen habe.

Nachdem Bryan McMillen 22 Tage im Gefängnis verbracht hatte, ordnete ein Staatsanwalt einen Lügendetektortest an. „Er hat nicht nur bestanden“, sagte der Staatsanwalt später, „er hat mit Bravour bestanden.“

Die Freilassung des einzigen Verdächtigen ließ die Gerüchteküche noch heftiger brodeln, doch neue Spuren gab es nicht. Niemand ahnte, dass Adrianne ihrem Freund Tracy gegenüber nur deshalb von „Bryan“ gesprochen hatte, damit er nicht von jemand anderem erfuhr.

Erst Monate später würde sich die Managerin im „Golden Fried Chicken“ daran erinnern, dass Adrianne einmal ein kleines Foto aus dem Geldbeutel gezogen und ihr gezeigt hatte. „Er heißt David“, hatte sie gesagt.

David Graham und Diane Zamora begegneten sich zum ersten Mal auf einem Flugplatz südlich von Fort Worth. Das war etwa vier Jahre vor dem Mord an Adrianne Jones, bei einem der wöchentlichen Treffen der Civil Air Patrol. Die zivile Einheit der US-Luftwaffe bringt Jugendlichen die Grundlagen des Militärlebens bei und leitet Such- und Rettungsmissionen für abgestürzte Flugzeuge. Damals deutete noch nichts auf eine Romanze zwischen den beiden hin. Diane sah blendend aus, doch mit Jungs war sie zurückhaltend. In ihrem zweiten Jahr an der Highschool hatte sie zwar einen Freund, aber die Beziehung war nicht besonders innig. Als die beiden am Valentinstag zum Abendessen ausgingen, bat Diane darum, um halb neun nach Hause gebracht zu werden, sie müsse noch lernen. „Sie wollte sich auf ihr Studium und ihre Ziele konzentrieren statt auf Jungs“, sagte ihre Tante. „Uns gegenüber betonte sie immer, wie wichtig es ihr ist, ihre Jungfräulichkeit niemals zu verlieren, es sei denn, sie würde heiraten.“ Diane ordnete sich eindeutig dem Lager der „braven Mädchen“ zu. Als sie merkte, dass ihr damaliger Freund Sex mit ihr wollte, machte sie Schluss.

Carlos Zamora, Dianes Vater, war Elektriker, ein stiller Mann. Ihre Mutter, Gloria, arbeitete als Krankenschwester. Die Familie war tief religiös. Diane war das älteste der vier Kinder – und das ehrgeizigste. Schon mit neun wollte sie



Astronautin werden. Sie bestellte Broschüren bei der Nasa und wusste genau, wie gut ihr Notendurchschnitt für die Zulassung an der Universität sein musste. Um etwaige Wartezeiten zu nutzen, trug sie immer einen Rucksack voller Schulbücher mit sich herum.

An der Crowley High School gehörte Diane nicht zu den geselligen Mädchen. Sie galt zwar nicht als unfreundlich, blieb aber lieber für sich oder hielt sich an die guten Schüler, ihre „Hausaufgaben-Kumpel“, wie sie sie nannte. Diane war entschlossen, mit Bestnoten zu studieren. Gegen Ende der elften Klasse, als sie für ihr Schulfoto posierte, bat sie, die besondere Quaste tragen zu dürfen, die eigentlich nur den Besten des Abschlussjahrgangs vorbehalten war, obwohl sie noch gar nicht wusste, ob ihr das zustand. Sie wolle das Foto haben, sagte Diane, um sich selbst zu motivieren.

Tatsächlich schaffte sie es unter die besten zehn Prozent ihres Jahrgangs. Gloria Zamora erzählte stolz, dass ihre Tochter so fleißig lernte, weil ihre Eltern es sich nicht leisten konnten, sie auf ein teures College zu schicken.

Trotz ihres Ehrgeizes trug Diane dieselben widersprüchlichen Sehnsüchte in sich wie andere Mädchen in ihrem Alter. Im Schrank hing ihre Militäruniform der Civil Air Patrol, aber auf dem Bett lagen Teddybären. Sie nahm einen Nachmittagsjob in einem Modegeschäft an, weil sie als Mitarbeiterin einen Rabatt auf angesagte Klamotten bekam. Sie hörte christliche Popmusik, aber auch Rockbands wie Pearl Jam.

Dann, im August 1995, kurz vor Beginn ihres Abschlussjahres, änderte sich alles. Diane erzählte ihren Eltern, dass sie sich in einen Jungen verliebt hatte: David Graham. Er sei genau wie sie, sagte sie. Auch er habe schon als Kind gewusst, was er aus seinem Leben machen wolle. Und auch er liebe Differentialrechnen, Physik und Staatskunde. Jede Nacht telefonierten sie bis spät und unterhielten sich über ihre Hausaufgaben. Ihre Gefühle füreinander waren eine Mischung aus Verehrung und totaler Besitzgier. Wenn sie zusammen waren, mussten sie sich ständig berühren. Diane legte ihren Arm um seine Taille, schob einen Finger in eine Gürtelschlaufe, und David schlang seine Arme um sie.

Damals galten sie als die Stars der Civil Air Patrol: David hatte es bis zur höchsten Auszeichnung, dem Kadett-Colonel, gebracht, und Diane war Geschwader-Offizierin. Sie sahen sich als die Top-Gun-Piloten des 21. Jahrhunderts. David als großartiger Kampfpilot, Diane als berühmte Astronautin. Statt Physik an einer Eliteuniversität zu studieren, bewarb sie sich an der Air Force Academy in Colorado Springs, an die auch David wollte. Als sie erfuhr, dass die Anmeldefrist bereits abgelaufen war, wandte sie sich an die U.S. Naval Academy, die Offiziersschule der Marine in Annapolis an der Ostküste. Ihr Plan: nach dem Abschluss zur Luftwaffe wechseln, um dort stationiert zu sein, wo David war.

Dianes Familie wusste, dass David auch sonderbare Züge hatte. Er besaß eine Sammlung von Jagdgewehren. Wenn er Diane zur Kirche begleitete, trug er Springerstiefel, Kampfhose und T-Shirt und legte während des Gottesdienstes seinen Arm eng um sie. Eines Tages tauchte er mit ein paar seiner ROTC-Kameraden bei den Zamoras auf. Zur allgemeinen Belustigung führte David sie in den Vorgarten und befahl ihnen, auf und ab zu marschieren. „Diane lachte und fand es witzig“, sagte Dianes Tante, „aber alle anderen waren ein wenig irritiert, als David behauptete: ‚Ich kann diese Jungs dazu bringen, alles zu tun, was ich will.‘“

David war nie unhöflich. Im Gegenteil. An Wochentagen fuhr er jeden Abend knapp 30 Kilometer von Mansfield nach Crowley, um mit Diane im Wohnzimmer Hausaufgaben zu machen. Als ihre Eltern sich die 100 Dollar für ein Paar Kampfstiefel für Diane nicht leisten konnten, kaufte David sie ihr. Nachdem Diane mit Davids Pick-up einen schweren Unfall hatte, wachte David ganze Nächte bei ihr im Krankenhaus. „Im Gegensatz zu ihrem anderen Freund, der nur mit ihr schlafen wollte, kümmerte sich David wirklich um Diane“, sagte ein Verwandter.

Im September 1995, nur einen Monat nach ihrem ersten Date, teilten sie Dianes Eltern mit, sie hätten sich verlobt. Sie wollten heiraten, sobald sie ihre Offiziersausbildung abgeschlossen hätten. Die Hochzeit war bereits geplant: Ein Charterbus werde die Verwandten aus Texas zur berühmten Cadet Chapel auf dem Campus der Luftwaffenakademie bringen. Dort werde David Uniform tragen, Diane ein weißes Hochzeitskleid, und am Ende der Zeremonie würden sie unter einem Spalier gekreuzter Säbel hindurchgehen.

Kurz nach der Verlobung verlor Diane ihre Jungfräulichkeit an David. Für sie war das dramatisch und verwirrend. Einerseits fühlte sie sich schuldig, weil sie hatte warten wollen. Andererseits band es sie noch fester an David. Ein Verwandter erinnerte sich, wie sie sagte: „Wenn ich nicht Mrs. David Graham sein kann, dann werde ich als Miss Diane Zamora sterben.“

Die beiden waren hoffnungslos verliebt und hatten nur Augen füreinander. Wie so viele Teenager entwickelten auch sie ihren eigenen geheimen Liebescode: Diane gab ihm den Spitznamen Tiger (das Maskottchen der Mansfield High School), und David nannte sie Kittens. Viele ihrer Telefonate beendeten sie mit den Worten: „grünlich braunes Mutterschaf.“ Grünlich-Braun ist die Farbe Oliv; ein Mutterschaf heißt auf Englisch „ewe“. Zusammen ergab das „Olive ewe“ – ich liebe dich.

Am ersten Novemberwochenende fuhr David mit anderen aus seinem Crosslauf-Team zum Regionalwettkampf ins knapp fünf Autostunden entfernte Lubbock. Sowohl die Jungen- als auch die Mädchenmannschaft hatte sich qualifiziert, und die Mansfield High School stellte ihnen für ⟶

Verwendete Fotos: David Jensen/Getty Images; Bob Daemmrich/Mauritius Images/Alamy; Imago Images (2); Brett Coomer/Houston Chronicle via Getty Images

die Fahrt einen Kleinbus zur Verfügung. Eine der Schülerinnen, die an der Reise teilnahmen, war Adrianne Jones.

In vielerlei Hinsicht war Adrianne das genaue Gegenteil von Diane Zamora. Sie war temperamentvoll und wusste, wie man Jungs dazu bringt, sie zweimal anzusehen. Diane hingegen trug in der Schule selten Make-up und hielt die meisten Highschool-Jungs außer David für unreif. Es ist nicht bekannt, ob in Lubbock etwas zwischen Adrianne und David geschah. Niemand kann sich erinnern, ob sie im Bus nebeneinandersaßen oder im Motel lange aufblieben und redeten.

Aber als sie nach Mansfield zurückkehrten, passierte tatsächlich etwas. Vielleicht sah Adrianne auf einmal in David den Typ Mann, den selbst ihr strenger Vater mögen würde. Sie fragte ihn, ob er sie nach Hause bringen würde. Doch sie fuhren nicht direkt heimwärts. Adrianne überraschte David, als sie ihn bat, einige abgelegene Umwege zu nehmen. Sie landeten schließlich hinter einer Grundschule, wo David den Wagen parkte. Dann schliefen sie miteinander.

Sie erzählten es niemandem. Ihre Begegnung schien ein impulsiver One-Night-Stand gewesen zu sein. Doch einen Monat später, mitten in der Nacht, hörte ein Freund von David ein Klopfen an seinem Fenster. David und Diane stiegen in sein Schlafzimmer, ihre Kleidung war blutbeschmiert. David flehte ihn an, keine Fragen zu stellen. Beide waren völlig verstört. Sie legten sich auf den Boden und umarmten sich fest. Es war die Nacht, in der Adrianne Jones aus ihrem Zuhause verschwand und ermordet wurde.

Der Freund meldete den Vorfall nicht der Polizei, und David und Diane kehrten zu ihrem alten Leben zurück. Mit der Kreditkarte seines Vaters kaufte David für Diane und ihre Mutter Ledermäntel als Weihnachtsgeschenke. Den zurückgelegten Verlobungsring zahlte er komplett ab, damit Diane ihn endlich tragen konnte, und am Valentinstag schenkte er ihr einen Teddybären und Blumen.

Mit der Zeit machte sich Dianes Familie Sorgen über die Beziehung. Die beiden schienen so besessen voneinander, so mit sich selbst beschäftigt. „Egal, wovon wir sprachen, Diane erwähnte ständig seinen Namen“, sagte ihr Cousin. „Es hieß immer: ‚David dies‘ oder ‚David das‘.“ Immer wenn sie getrennt waren und sie ihn nicht erreichen konnte, glaubte Diane, ihm sei etwas zugestoßen. David war nicht anders. Er kam jeden Nachmittag vorbei, um mit Diane zu joggen. Manchmal blieb er so lange, bis er auf der Couch einschlief. Und wenn Diane abends zu einer Schulveranstaltung ging, rief David stündlich von zu Hause aus an, bis sie zurückkam.

Im Frühjahr 1996 wurden beide an ihren Akademien angenommen – David bei der Air Force, Diane bei der Navy. Feierlich wurden ihnen an ihren Highschools die Zulassungsbescheide überreicht. Die Schüler in Mansfield applaudierten David mit Diane an seiner Seite euphorisch.

Im Sommer 1996, nach fast 300 Vernehmungen, war der Mord an Adrianne Jones zum Cold Case geworden. Bill und Linda Jones wurden immer verzweifelter. Bill musste sich zurückhalten, um nicht jeden Teenager zu verhören, den er in der Stadt sah. Linda stieg nachts in ihr Auto und fuhr zu der Stelle, an der Adrianne gefunden worden war, in der Hoffnung, dem Mörder ihrer Tochter zu begegnen.

Allein durch die Aufnahme an den Eliteakademien gehörten David Graham und Diane Zamora zu einem ausgewählten Kreis amerikanischer Teenager. Um dort bleiben zu können, mussten sie das sechswöchige strapaziöse Basistraining überstehen, das Sommer-Bootcamp. Es sollte zivile Gepflogenheiten ausmerzen und durch strenge militärische Disziplin ersetzen. Für die Erstsemester – bei der Navy als „Plebes“ und bei der Luftwaffe als „Doolies“ bezeichnet – waren es schweißtreibende Tage, die aus pausenlosem Drill bestanden: in Formation marschieren, Liegestütze, laufen, Befehle befolgen. Ältere Kadetten kanzelten sie für jeden Fehler ab. Bei den Mahlzeiten mussten sie ihren Blick stets auf ihren Teller richten, außer wenn sie von einem Vorgesetzten angesprochen wurden. Sie mussten jederzeit bereit sein, eine Flut von Fragen zu beantworten und lange Passagen aus den Akademieregeln auswendig aufzusagen.

Allem Anschein nach schloss David seine Grundausbildung in Colorado Springs erfolgreich ab. Und auch Diane deutete in Briefen an ihre Familie an, dass sie den „Plebe-Sommer“ in Annapolis tapfer durchhielt. Doch ihr Truppführer, Jay Guild, ein gut aussehender Kadett, sagte später, Diane habe körperlich nicht mit den anderen Kadetten mithalten können und wirkte emotional abgelenkt. „Sie redete viel über David“, gab Jay an. „Sie vermisste ihn sehr. Allerdings sprach sie oft sehr seltsam über ihn, als ob sie ihm einerseits nicht traute, aber andererseits mit ihm zusammen sein wollte. Es war merkwürdig.“

Jay behauptete außerdem, Diane habe Heulkrämpfe bekommen, wenn David ihre E-Mails nicht beantwortete. Sie vertraute ihm an, sie vermute, dass David sie mit einer Kadettin an der Air Force Academy betrüge. Diane, die zum ersten Mal seit Beginn ihrer Beziehung von Eifersucht geplagt wurde, beschloss, ihren Verlobten selbst eifersüchtig zu machen. Einer Quelle zufolge schickte sie ihm mehrere Tage lang keine E-Mails und behauptete, ihr Computer sei defekt. Jay sagte, Diane habe ihm ein paar Wochen nach Beginn des Sommer-Bootcamps mitgeteilt, dass sie überlege, sich von David zu trennen. Sie schlug sogar vor, dass sie und Jay etwas miteinander anfangen könnten. Kurz darauf teilte sie David per E-Mail mit, Jay habe sie geküsst.

David und Diane, die sich in ihrer alles verzehrenden Leidenschaft füreinander so unerschütterlich gefühlt hatten, schienen sich nicht mehr unter Kontrolle zu haben. Als David von dem angeblichen Kuss erfuhr, versuchte er, Jays Vorgesetzten zu kontaktieren, um zu melden, dass ⟶

Verwendete Fotos: action press (2); Mauritius Images/ZUMA Press/Alamy

Ihrer Familie sagt Diane, bei der Navy gehe es ihr gut. Aber ihre Kameraden dort spüren: Etwas ist nicht in Ordnung



Diane sexuell belästigt wurde. Er schickte seinem Rivalen eine Droh-Mail und forderte ihn auf, die Finger von seiner Verlobten zu lassen. Eine Person, die mit der späteren Ermittlung vertraut war, sagte, David habe Diane Briefe geschrieben, in denen er sie anflehte, ihn nicht zu betrügen. Darin standen Sätze wie: „Denk daran, was uns verbindet."

Jay erzählte später, er habe Diane irgendwann im Sommer gefragt, ob ihr Verlobter sie schon einmal betrogen habe. „Sie sagte Ja, und ich fragte: ‚Was hast du dagegen unternommen?' Sie erzählte mir, dass sie David gebeten hatte, das andere Mädchen zu töten."

Obwohl der strenge Ehrenkodex der Akademie vorschreibt, dass ein Kadett einen Kollegen, der lügt, betrügt oder gegen das Gesetz verstößt, unverzüglich melden muss, erzählte Jay es niemandem. „Ich wollte es nicht glauben", sagte er. „Ich dachte, vielleicht möchte sie nur Aufmerksamkeit." Er sollte später wegen seines Schweigens die Akademie verlassen müssen.

Ende August erzählte Diane die Geschichte erneut, diesmal ihren beiden Stubenkameradinnen. Die drei unterhielten sich spätabends, und eine der jungen Frauen erwähnte, wie verliebt Diane und David wirkten. Nach Angaben eines Ermittlers soll die Mitbewohnerin gesagt haben: „Ich wette, ihr beide würdet alles füreinander tun." Diane antwortete: „Ja." „Sogar füreinander töten?", fragte die Kadettin. Diane zögerte. „Das haben wir bereits getan." Dann erzählte sie die Geschichte von Adrianne.

Niemand weiß genau, ob sie aus Schuldgefühl oder aus Stolz sprach. Zunächst reagierten die Stubenkameradinnen skeptisch. Doch am nächsten Tag berichteten sie einem Marinekaplan von dem Gespräch. Der Seelsorger kontaktierte einen Anwalt an der Akademie, der daraufhin Polizeidienststellen im Raum Dallas-Fort-Worth anrief und fragte, ob sie von einem ungelösten Mord an einem Teenager wüssten. Am 29. August kontaktierte er die Polizei in Grand Prairie. Bereits am nächsten Morgen saßen die Beamten im Flugzeug nach Annapolis.

Sie holten Diane noch vor dem ersten Footballspiel der Saison ab, als alle Kadetten sich gerade versammelt hatten, um die Navy-Mannschaft anzufeuern. Über den Hof drangen die Klänge von Trommeln und jubelnden Kadetten, als Diane durch einen langen Flur im Verwaltungsgebäude eskortiert und dann in einen Raum geleitet wurde, in dem mehrere Ermittler und Marineoffiziere warteten.

Sie gab nichts zu. Stattdessen behauptete sie, den ganzen Sommer unter Unsicherheit gelitten zu haben. Sie habe geglaubt, eine solche Schauergeschichte würde sie in den Augen der anderen Kadetten härter wirken lassen.

Die Polizisten glaubten ihr nicht. Doch sie hatten keine Beweise gegen Diane. Die Marineoffiziere teilten ihr mit, dass sie vorübergehend suspendiert sei. Man werde sie nach Hause schicken, bis die Angelegenheit geklärt sei. Sie gaben ihr ein Flugticket von Baltimore über Atlanta nach Dallas. Als Diane jedoch in Atlanta ankam, buchte sie um und flog kurzerhand nach Colorado Springs. Zu David.

Niemand weiß, was die beiden dort besprachen. Aber sie ließen sich von einem Freund Davids in ihren Uniformen fotografieren. Sie blickten mit einem fast verzweifelten Ausdruck in die Kamera, als wüssten sie, dass es ihr letztes Treffen sein würde. Ihr Märchen war vorbei.

Als die Polizisten in Colorado Springs eintrafen, erklärte David beharrlich, er könne sich nicht erklären, warum Diane eine solche Lügengeschichte erfunden haben sollte. Doch die Beamten hatten bereits jenen Freund aufgespürt, bei dem die beiden nachts mit blutverschmierter Kleidung aufgetaucht waren. Daraufhin erklärten die anwesenden Luftwaffenoffiziere dem jungen Kadetten, er habe die Pflicht, die Wahrheit zu sagen. Da brach David zusammen. Er setzte sich an einen Computer und verfasste ein viereinhalb Seiten langes Geständnis, das ein forensischer Psychologe später mit einer gefühlsduseligen Romanze von Danielle Steel verglich.

Verwendete Fotos: Mauritius Images/McClatchy-Tribune/Tribune Content Agency LLC/Alamy; action press (4)

YOU AND ME I LOVE YOU



Dem Paar wird getrennt voneinander der Prozess gemacht. Es geht dabei auch um den Ablauf der Tat (r.). Aus der Haft schickt David seiner Freundin eine Zeichnung (l.u.). Als das Urteil gesprochen ist, weint Dianes Schwester (u.)

David schrieb darin, dass ihn nach seinem einmaligen sexuellen Abenteuer mit Adrianne einen Monat lang „Schuld und Scham" gequält hätten. Die „perfekte und makellose" Beziehung zwischen ihm und Diane sei besudelt worden durch ein Mädchen, „das uns unsere Unschuld geraubt hatte". Später erzählte er Diane von seinem One-Night-Stand. „Mindestens eine Stunde lang schluchzte sie tränenüberströmt, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Nicht nur aus Eifersucht. Für Diane war es, als wäre sie in diesem einen bedeutungslosen Augenblick im November betrogen, belogen und beerdigt worden." Dann stellte Diane ihm ein Ultimatum: Töte Adrianne.

David willigte ein. „Ich fühlte nichts Böses gegenüber Adrianne", notierte er, „aber niemand durfte zwischen mich und Diane treten."

David gestand, dass er spätabends am 3. Dezember 1995 mit Adrianne telefoniert und ihr gesagt hatte, er wolle sie sehen. Er holte sie in einem Mazda Protegé ab, der Carlos und Gloria Zamora gehörte. Diane versteckte sich im Fond des Autos und blieb unbemerkt. Kurz nach Mitternacht fuhren sie auf eine abgelegene Landstraße. Adrianne lehnte den Beifahrersitz zurück, fraglos in der Hoffnung auf ein weiteres romantisches Intermezzo.

Während er Adrianne festhielt, so beschrieb David es in seinem Geständnis, erhob sich Diane aus ihrem Versteck und schlug Adrianne mit einer Hantel auf den Kopf. Doch sie starb nicht. „Adrianne kroch irgendwie durch das Fenster, und zu unserem Entsetzen rannte sie davon. Ich geriet in Panik, schnappte mir einfach die Makarow-Pistole und folgte ihr. Sie war durch die Kopfwunden zu schwer verletzt, um weit zu kommen. Sie rannte zu einem nahe gelegenen Feld und brach zusammen … In diesem kurzen Augenblick wusste ich, dass ich die Kronzeugin unseres Verbrechens nicht am Leben lassen konnte. Ich zielte einfach und drückte ab … Ich feuerte noch einmal und rannte zurück zum Auto. Diane und ich fuhren davon. Das Erste, was uns über die Lippen kam, war: ‚Ich liebe dich'." Und dann sagte Diane, plötzlich ohne Rachedurst: „Das hätten wir nicht tun sollen, David."

Die Polizei fand die Pistole zusammen mit mehreren Hanteln auf dem Dachboden im Haus der Grahams. Sie konfrontierten auch Diane, die inzwischen wieder in Texas war, mit den Aussagen. Erst starrte sie die Beamten nur schweigend an. Danach ging sie zur Wache und legte ihr eigenes Geständnis ab.

Die Frage nach dem Warum beschäftigte alle in Mansfield, wie auch überall sonst. Es blieb unbegreiflich, wie David und Diane sich selbst einreden konnten, nur ein Mord könne den einzigen Makel in ihrer ansonsten so perfekten Teenager-Liebesgeschichte tilgen. Offenbar hatte David Diane eingeredet, Adrianne sei eine Verführerin gewesen, die ihn hinter die Grundschule gelockt habe. Einer Polizeiquelle zufolge sah Diane Adrianne an, kurz bevor sie ihr mit der Hantel auf den Schädel schlug, und sagte: „Ich weiß, wer du bist! Ich weiß, was du getan hast!"

Als David ins Bezirksgefängnis von Fort Worth gebracht wurde, fragte ein Fernsehreporter, ob er Diane etwas zu sagen habe. David blickte in die Kamera und sagte: „Ich liebe dich." Und Diane? Sie winkte eines Nachmittags eine Gefängniswärterin herbei und bat sie, David eine Nachricht zu übermitteln. „Was denn?", fragte die Wärterin. Diane zögerte. Dann sagte sie: „Sagen Sie ihm: ‚grünlich braunes Mutterschaf'." ●

Aus dem Amerikanischen von Annette Streck

EPILOG

In getrennten Prozessen belasteten sich Diane Zamora und David Graham gegenseitig und behaupteten, es sei die Idee des jeweils anderen gewesen, Adrianne Jones zu töten. Im Februar 1998 befand eine Jury in Texas Diane Zamora des Mordes für schuldig. Die Familie des Opfers hatte darum gebeten, keine Todesstrafe zu verhängen. Zamora wurde zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. Fünf Monate später wurde David Graham des Mordes für schuldig gesprochen, auch er erhielt eine lebenslange Gefängnisstrafe. Beide haben erst im Jahr 2036 Anspruch auf Bewährung, wenn sie mindestens 40 Jahre ihrer Haft verbüßt haben.

INTERVIEW VON **JULIA MEYER-HERMANN** FOTOS **RICARDO CASES**



Neues Zuhause: Der Schwede Engman lebt seit 2025 in Málaga. Seine Bücher schreibt er aber weiterhin über seine Heimat



„ICH WOLLTE VERSTEHEN, WARUM MENSCHEN TÖTEN“

Der Autor Pascal Engman recherchiert dort, wo andere lieber nicht hingehen. Warum Gangmitglieder ihm vertrauen und weshalb Gewalt für ihn nie sinnlos ist.

In „Der Clan“, dem Auftakt einer Trilogie, erzählen Sie von einem Vorort Stockholms, in dem eine kriminelle Familie immer mehr an Macht gewinnt. Die Mansours beherrschen die Straßen, kontrollieren Geschäfte und sogar Behörden, ermorden Menschen. Sie scheinen diese Welt und ihre Spielregeln bis ins kleinste Detail zu kennen. Wie kommt man einem derart abgeschotteten Milieu so nah?

Als ich jung war, habe ich Fußball in den Gegenden gespielt, über die ich heute schreibe. Deshalb habe ich dort Freunde, die Kontakte ins Milieu haben. Sie haben mich Gangmitgliedern vorgestellt und für mich gebürgt. Dadurch konnte ich mit ihnen über ihre Kindheit, ihren Werdegang und konkrete Dinge sprechen, etwa wie Kokain nach Schweden geschmuggelt wird.

Sie haben also einfach alte Freunde angerufen und gefragt?

Als ich 2021 „Kokain“ schrieb – den vierten Band meiner Reihe um die Stockholmer Ermittlerin Vanessa Frank –, habe ich mich erstmals mit dem Thema Bandenkriminalität beschäftigt. Ich fragte meine Freunde, ob einige Drogendealer Interesse hätten, mit mir zu sprechen. Dann saß ich mit zwei Männern in einem Hotelzimmer, die Kokain herstellten. Sie erklärten mir den gesamten Prozess – vom Mischen bis zum Strecken. So konnte ich ihn später genau beschreiben.

Wie realitätsnah sind Ihre Romane?

Ungefähr 90 Prozent der Dinge, die in „Der Clan“ passieren, sind irgendwo in Schweden tatsächlich geschehen.

Wie gefährlich ist das? Sie schreiben ja über Menschen, die andere ermorden.

Für mich ist das nicht wirklich gefährlich. Die Menschen, mit denen ich spreche, laden mich inzwischen ein, weil sie ihre Geschichte erzählen wollen. Sie können mit niemandem sonst über ihre Gefühle sprechen. Niemand weiß, was ihnen widerfahren ist und was sie selbst getan haben. Für viele sind diese Gespräche fast eine Art Therapie. Außerdem habe ich ein paar Regeln für diese Interviews, um mich zu schützen.

Welche?

Die eine davon lautet, dass wir niemals über Namen, konkrete Orte oder Zeitpunkte sprechen. Meine Gesprächspartner erzählen mir also nie, wann ein Verbrechen begangen wurde oder wer beteiligt war. Wahrscheinlich würden sie mir das ohnehin nicht sagen, aber ich bestehe auch selbst darauf. Ich möchte keine Informationen erfahren, die mich in eine schwierige Lage bringen könnten. Für diese Männer selbst stelle ich keine Gefahr dar. Bis zu einem gewissen Grad schmeichelt es ihrem Ego, wenn Teile ihres Lebens in meinen Büchern verarbeitet werden. Ich bekomme viele E-Mails von Menschen im Gefängnis. Sie möchten mit mir sprechen oder bedanken sich.

Haben Sie bei Ihren Recherchen manchmal gedacht: In einem anderen Leben wäre mein Gegenüber vielleicht ein anständiger, sogar ein freundlicher Mensch geworden?

Auch diese Männer sind Menschen. Sie haben furchtbare Seiten, die ich verabscheue. Aber gegenüber Menschen, die ihnen etwas bedeuten, können sie loyal, liebevoll, fürsorglich sein. Ich finde es selbst unglaublich langweilig, einen Thriller zu lesen, in dem der Bösewicht ausschließlich böse ist. Ich möchte, dass die Leserinnen und Leser sich für diese Figuren interessieren. Das gelingt nur, wenn sie verstehen, woher diese Männer kommen und was sie antreibt.

Diese Entwicklung erzählen Sie auch am Beispiel von Josef. Er ist ein pflichtbewusster Teenager, ein guter Schüler. Er unterstützt seine alleinerziehende Mutter, sein Boxtrainer bestärkt ihn, sich von den Straßengeschäften fernzuhalten. Doch als er einem Freund in einer Notsituation helfen will, wird er Teil des Clans. Wie schwierig ist es in der Realität für junge Menschen, sich von den Gangs in ihrem Viertel fernzuhalten?

Das hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Josefs Geschichte beginnt 2007. Damals wurden junge Menschen von älteren Gangmitgliedern angeworben. Viele nahmen die Angebote an, weil sie diese Männer bewunderten, keine Alternativen sahen oder ihre Familien unterstützen wollten. Heute ist das anders. Viele Jugendliche – nicht nur aus sozial benachteiligten Vier-



ZUR PERSON

Nach einem Journalistikstudium schrieb Engman als Reporter viele Jahre für die schwedische Zeitung „Expressen“. 2016 verfasste er seinen ersten Roman „Der Patriot“. Seitdem arbeitet er als freier Autor. Mit seiner Lebensgefährtin und seinen beiden Kindern wohnt er mittlerweile an der Costa del Sol. Engman spricht fließend Spanisch. Mit „Der Clan. Die Straße“ (Piper Verlag, 18 Euro) startet Engman eine Thriller-Trilogie über die Entstehung der Bandenkriminalität in Schweden.



teln – bieten sich den Gangs selbst an. Das sind Jungen aus der Mittelschicht, die durch soziale Medien beinahe einer Gehirnwäsche unterzogen wurden. Sie entwickeln eine regelrechte Besessenheit für Luxus, Statussymbole und diesen Lebensstil. 12- oder 13-Jährige begehen heute für etwa 10.000 Euro einen Mordanschlag oder verüben eine Schießerei. Das ist die traurige Realität in Schweden.

Josef möchte irgendwann aussteigen. Aber geht das überhaupt?

Ich möchte nicht vorwegnehmen, wie diese Trilogie ausgeht. Aber so ein Ausstieg ist nahezu unmöglich. Zum einen, weil fast alle Freunde Teil der Gang sind. Man müsste sein gesamtes soziales Umfeld aufgeben und kennt außerdem zu viele Interna. Man gewöhnt sich außerdem an diesen Lebensstil. Wer mit wenigen Stunden Drogenhandel 10.000 Euro pro Woche verdient, kann sich kaum vorstellen, plötzlich für 2.500 Euro im Monat einem normalen Job nachzugehen. Glamourös ist dieses Leben trotzdem überhaupt nicht. Es ist ein beschissenes Leben, geprägt von Gewalt, Angst, Abhängigkeit. Ausnahmslos jeder Einzelne, mit dem ich gesprochen habe, hat mir gesagt, dass er bereut, sich für dieses Leben entschieden zu haben.

Sie selbst haben in diesem Umfeld Fußball gespielt und Kontakte geknüpft. Aber offensichtlich wurden Sie nicht von einem Clan angeworben.

Ich habe nie zu diesen Kreisen gehört. Meine Kindheit war ziemlich ungewöhnlich. Ich bin in zwei sehr unterschiedlichen Welten aufgewachsen. Mein Vater kam 1975 nach dem Putsch in Chile als Flüchtling nach Schweden, meine Mutter ist Schwedin. Meine Eltern wollten unbedingt, dass ich eine gute Ausbildung bekomme. Deshalb überzeugten sie den Leiter einer Schule in Östermalm, mich aufzunehmen, obwohl wir dort gar nicht wohnten. So ging ich mit Kindern aus der schwedischen Oberschicht zur Schule, obwohl ich selbst aus einer einkommensschwachen Familie kam.

Wie sind Sie dann in die andere Welt geraten?

Ich war ein guter Fußballspieler. Mit zwölf wurde ich von einer Mannschaft aus den Järva-Vororten angeworben. Ich fuhr nach der Schule fast täglich mit der U-Bahn dorthin zum Training. Morgens war ich von der schwedischen Oberschicht umgeben. Nach der Schule spielte ich mit Jungen, von denen viele einen Migrationshintergrund hatten. Dass ich beide Welten kenne, ist für mich als Autor ein großer Vorteil.

Sie haben jahrelang für „Expressen“ gearbeitet, Schwedens größte Abendzeitung. Wann haben Sie entschieden, Romanautor zu werden?

2016 veröffentlichte ein Freund ein Buch. Ich wollte herausfinden, ob ich ebenfalls die Geduld und das handwerkliche Können dazu habe. Also nahm ich unbezahlten Urlaub, reiste nach Chile und mietete für drei Monate ein Haus an der Atacama-Küste. Dort saß ich auf meiner Terrasse mit Blick auf den Pazifik, stellte mir vor, ich wäre Hemingway, und schrieb „Der Patriot“. Der Roman wurde noch vor seiner Veröffentlichung in acht Länder verkauft. Da habe ich bei der Zeitung gekündigt. Als Romanautor muss ⟶

man nicht darauf warten, dass einem ein Interviewpartner die perfekte Antwort gibt. Man kann sich die Welt, über die man schreibt, selbst erschaffen.

Die Welt, über die Sie schreiben, ist allerdings nicht erfunden. Die Bandenkriminalität in Schweden hat in den vergangenen Jahren dramatisch zugenommen. In Ihrem Thriller erlebt man, wie der Staat dieser Entwicklung fast hilflos gegenübersteht.

Diese Form der Gewalt traf Schweden sehr plötzlich. Polizei und Justiz waren darauf nicht vorbereitet. 2008 wurden in Schweden fünf Menschen im Zusammenhang mit Organisierter Kriminalität erschossen. 2022 waren es bereits 63 Tote, rund 390 registrierte Schießereien und Hunderte Bombenanschläge. Die Gewalt ist regelrecht explodiert. Zeitweise lag die Aufklärungsquote bei Tötungsdelikten in diesen Milieus bei nur 15 bis 20 Prozent. Schweden hat lange unterschätzt, wie viel Macht Clans besitzen. Sie haben Teile von Justiz, Politik und Wirtschaft unterwandert und in manchen Regionen bereits eine Parallelgesellschaft aufgebaut.

Wie konnte es so weit kommen?

Zwischen 2008 und 2018 passierte etwas Grundlegendes: 2009 wurde in Schweden erstmals häufiger mit Karte als mit Bargeld bezahlt. Danach verschwand Bargeld rasch aus dem Alltag – mit enormen Folgen für die Organisierte Kriminalität. Früher gab es viele Möglichkeiten, an Bargeld zu gelangen – etwa durch Überfälle oder die Kontrolle illegaler Glücksspielangebote, Restaurants und Nachtclubs. Schließlich blieb nur ein Geschäftsfeld übrig, in dem Bargeld im Umlauf war: der Drogenhandel. Dafür braucht man Territorien, die bewaffnet verteidigt werden. So entstand die moderne Organisierte Bandenkriminalität in Schweden.

Gewalt ist in Ihrem Thriller allgegenwärtig. Sie dient als Machtdemonstration, zur Beschämung, zur Einschüchterung, als Bestrafung. Frauen werden misshandelt und vergewaltigt, Jugendliche halb totgeprügelt, Aussteiger oder Verräter hingerichtet. Wie geht es Ihnen beim Schreiben solcher Passagen?

Ich schreibe ungern Misshandlungs- oder Mordszenen. Gleichzeitig gibt es in diesen Milieus so viel Gewalt, dass ich sie zeigen muss, wenn ich diese Geschichten wahrheitsgetreu erzählen will. Wenn ich meinen Leserinnen diese Realität zeigen möchte, muss ich auch zeigen, was sie bedeutet. Oft ist von so etwas wie „sinnloser Gewalt" die Rede. Meiner Erfahrung nach gibt es das nicht. Jede Gewalttat hat für denjenigen, der sie begeht, eine Bedeutung. Sie erzählt etwas über seine Kindheit, seinen Charakter und darüber, wie er gelernt hat, mit Konflikten umzugehen.

„Ich glaube, dass viele Menschen in Schweden lange Angst hatten, als rassistisch zu gelten"

Gibt es überhaupt eine Grenze dessen, was Sie beschreiben?

Ich möchte Gewalt nicht verherrlichen oder das Leid meiner Figuren ausbeuten. Nehmen wir die Szene, in der eine junge Frau namens Jelena von mehreren Männern brutal vergewaltigt wird. Auch das basiert auf einer wahren Begebenheit. Vor Jahren haben Gangmitglieder eine junge Frau mit einer Pistole sexuell missbraucht. Ich schildere den Übergriff nicht, sondern setze erst bei den Folgen der Tat ein. Die Grausamkeit ist auch so offensichtlich.

Zara, Teenager-Tochter des Clan-Oberhaupts, darf nichts von dem, was ihre Brüder selbstverständlich tun: Sie darf nicht ausgehen, tanzen, flirten. Als auffliegt, dass sie sich verliebt hat, gerät sie in Lebensgefahr. Wie haben Sie diese Figur entwickelt?

Ich habe für dieses Buch auch Frauen interviewt, die mit sogenannten Ehrenkodizes aufgewachsen sind. Ein Mädchen wie Zara wird nicht als eigenständiger Mensch betrachtet, sondern als Besitz ihrer Familie. Während die meisten Menschen ihre Familie als Ort der Sicherheit erleben, ist sie für diese jungen Frauen die größte Bedrohung ihres Lebens. Ich hatte großen Respekt davor, das glaubwürdig zu erzählen. Mich berührt sehr, dass mir viele junge Frauen später schrieben, sie hätten sich in Zara wiedererkannt. Einige erzählten mir sogar, wie sie der Kontrolle ihrer Familien entkommen konnten.

Warum ist es selbst in einem Land wie Schweden so schwer, diese jungen Frauen ausreichend zu schützen?

Ich glaube, dass viele Menschen lange Angst hatten, als rassistisch zu gelten. Schätzungen zufolge leben in Schweden rund 200.000 Kinder und Jugendliche unter sogenannten Ehrenkodizes. Die Mädchen dürfen nicht selbst entscheiden, wer sie sein wollen. Über dieses Problem wird seit Jahrzehnten gesprochen. Bereits Ende der 1990er-Jahre wurde eine junge Frau von ihrem Vater getötet. Trotzdem hat man weggeschaut. Inzwischen hat sich das verändert. Heute sprechen wir offener darüber und bemühen uns stärker, diese jungen Frauen zu schützen.

Sie recherchieren und schreiben seit Jahren Geschichten über Gewalt, Mord und Angst. Wie lebt man damit?

In den ersten Jahren hat mich das sehr belastet. Viele der Männer, mit denen ich gesprochen habe, sind total paranoid, weil auf sie ein Kopfgeld ausgesetzt ist. Sie werden gesucht, nicht nur von der Polizei, sondern auch von rivalisierenden Banden. Diese Paranoia hat sich fast auf mich übertragen. Wenn ich mein Wohnhaus betrat, hörte ich genau hin, ob sich jemand im Treppenhaus befand. Tauchte hinter mir ein Motorroller auf, drehte ich mich sofort um. Aber offenbar gewöhnt man sich an jede Lebensweise. Heute kann ich in diese Welt eintauchen, wenn ich mich an den Schreibtisch setze, und ich kann sie verlassen, wenn ich mit meinen Kindern zusammen bin. Trotzdem ist klar: Ich möchte nicht mehr über 13-Jährige schreiben, die andere Menschen töten. Diese Trilogie wird das Letzte sein, was ich über schwedische Bandenkriminalität schreibe. ●

STARK. GESUND. UNKAPUTTBAR.

Dein Guide für nachhaltige Performance.



Weniger Beschwerden, mehr Belastbarkeit.

Weniger Fett, mehr Definition.

Weniger Ausreden, mehr Longevity.

Jetzt im Handel oder direkt online bestellen

Web: menshealth.de/guide

Telefon: 040-855 388 90 I E-Mail: motorpresse@dpv.de

PODCASTS



Jetzt neu: Bernd Volland spricht mit den Autorinnen und Autoren der spannendsten Geschichten von *stern* Crime. Jeden zweiten Freitag bei stern.de/crime, RTL+ und überall, wo es Podcasts gibt.



Der zwölfteilige Podcast über einen ungeklärten Mord in Berlin. Acht Folgen erscheinen auf allen gängigen Plattformen. Die gesamte Serie ist jederzeit und exklusiv bei *stern+* und RTL+ zu hören.

stern+

Unsere Geschichten, Rubriken und Interviews finden Sie auch online. Dazu weitere exklusive Crime-Geschichten sowie all unsere Podcasts, Fernsehdokumentationen, Videos und eingelesenen Texte. Mit dabei: das komplette digitale Angebot von *stern+*. www.stern.de/crime

HEFTE BESTELLEN



www.stern-crime.de
Auf unserer Internetseite können Sie die aktuelle Ausgabe und die bisher erschienenen Hefte bestellen

LESERBRIEFE

// **Foto-Essay**
Ich habe immer mal überlegt, ob ich Ihnen schreiben soll, aber ich empfand es immer als Jammern auf hohem Niveau. Wie in jedem Heft gibt es immer Berichte, die man mag oder nicht. In Heft Nr. 67 sah ich nun den Artikel „Die Körper lügen nicht“ und bin – ehrlich gesagt – entsetzt. Es handelt sich um einen Bericht über Wrestling auf einem Schrottplatz, der kaum etwas mit True Crime zu tun hat. Wenn der Artikel wenigstens nur zwei Seiten in Anspruch nehmen würde, wäre das okay. Aber Sie verschwenden ganze 13 Seiten Ihres wertvollen Heftes dafür, das kann ich wirklich nicht verstehen. Ich weiß, dass Sie oft mit Fotografen zusammenarbeiten und viel über Fotos vermitteln möchten, aber ich denke, dass es hier auch Grenzen gibt. Viele Grüße von einer ansonsten zufriedenen und treuen Leserin.

Daniela Emmerich

Anmerkung der Redaktion:
Sehr geehrte Frau Emmerich, vielen Dank für Ihr Feedback. An der Wrestling-Geschichte fanden wir toll, dass sie nicht nur die Faszination für einen verbotenen, brutalen Kampfsport zeigt, sondern auch, warum sie ausgerechnet in einem Land so groß ist, das extrem unter Gewaltkriminalität leidet. Für uns war das ein lesenswerter Seitenaspekt von True Crime. Aber wir nehmen natürlich jede Form von konstruktiven Rückmeldungen zu unseren Geschichten ernst, ob positiv oder negativ. So können wir in Zukunft noch besser abwägen, ob eine Geschichte unsere Leserinnen und Leser interessieren könnte oder nicht. Schreiben Sie uns gern wieder.

// **Komplett gelesen**
Bisher war ich immer stille Leserin, ich habe von der ersten bis zur aktuellen Ausgabe jedes Magazin komplett gelesen und möchte nun auch endlich einmal mein Lob aussprechen – das hat vor euch noch kein Magazin bei mir geschafft!

Valerie Jaschinski

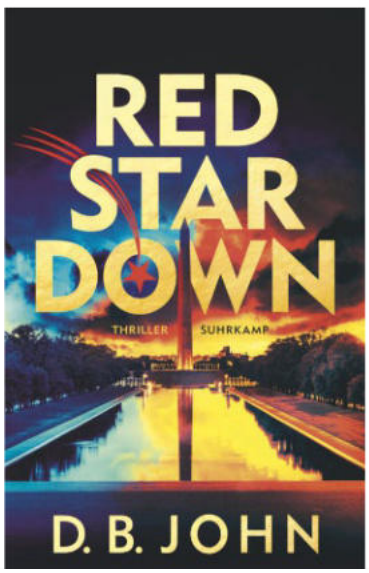
// **Beschädigtes Heft**
Als Abonnentin freue mich auf jede einzelne Ausgabe, die ich danach archiviere und in mein Bücherregal stelle. Der Umstand, dass die Hefte ohne jegliche Schutzhülle versandt werden, ist sehr schade, da das Abonnement viel Geld kostet und ich sehr pfleglich mit den Zeitschriften umgehe. Zudem vergeht die Freude über das Heft, wenn man erst eine „Beschwerdemail“ schreiben muss. Als heute *stern* Crime Nr. 67 bei mir im Briefkasten lag, war ich über den Zustand des Heftes sehr erschrocken und enttäuscht. Es kann doch nicht sein, dass man so viel Geld für ein Abonnement ausgibt und dann beschädigte Produkte erhält – das kann und darf auch nicht in Ihrem Sinne sein!

Svenja Fuchs

Anmerkung der Redaktion:
Sehr geehrte Frau Fuchs, tut uns leid, dass das Heft beschädigt war, wir verstehen, dass Sie das ärgert. Selbstverständlich können Sie so etwas bei unserem Kundenservice reklamieren (die Telefonnummer finden Sie im Impressum). Offen gesagt stehen wir bei der Sache vor einem Dilemma. Auf der einen Seite wollen wir, dass die Hefte im Topzustand bei unseren Leserinnen und Lesern ankommen, auf der anderen Seite, dass das möglichst umweltschonend geschieht. Hefte in einer Plastikverpackung zu verschicken, wäre nicht nachhaltig – ohne Plastikfolie wiederum besteht das Risiko, dass das Heft beschädigt wird. Wir haben uns am Ende für die nachhaltigere Variante entschieden. Haben Sie die Möglichkeit, mit Ihrem Briefträger zu sprechen? Vielleicht kann das helfen, um für etwas mehr Vorsicht bei der Zustellung zu sensibilisieren.

Wenn Sie uns schreiben möchten:
info@stern-crime.de

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen und auch elektronisch zu veröffentlichen. Bitte geben Sie Namen und Anschrift an.



ROMAN Ein Spionagethriller verknüpft Fiktion mit akribisch recherchierter – und beunruhigender – Zeitgeschichte

Wie aberwitzig! Das kann doch nicht wahr sein! Das denkt man beim Lesen von „Red Star Down“ immer wieder – und oft liegt man damit falsch. Das berüchtigte nordkoreanische „Seed Bearing Program“ beispielsweise, bei dem ausländische Zivilisten entführt und nach Nordkorea verschleppt wurden, hat es tatsächlich gegeben. Im Roman wird daraus die Vorgeschichte einer der Hauptfiguren. Auch etliche Szenen mit Einsätzen von Nervengift klingen nach James-Bond-Mythen. Doch Kim Jong-nam, der Halbbruder des nordkoreanischen Diktators Kim Jong-un, wurde im Jahr 2017 auf dem Flughafen von Kuala Lumpur tatsächlich mit dem Nervengift VX attackiert und getötet.

Der britische Autor D. B. John verwebt solche Fakten mit einer fiktiven Geschichte um die CIA-Agentin Jenna Williams, den russischen Studenten Lyosha und einen nordkoreanischen Spion im Umfeld des US-Präsidenten. Reale Politiker wie Donald Trump, Wladimir Putin oder Kim Jong-un haben dabei nicht nur Gastauftritte, sondern treiben die Handlung voran. Dazu kommen wunderbar ironische Wendungen: Der nordkoreanische Spion Eric entwickelt eine irritierende Bewunderung für Trump – weil der jenen Männlichkeitstyp verkörpert, den er aus seiner Heimat kennt.

Trotz der komplexen Konstruktion und der knapp 700 Seiten bleibt der Thriller unterhaltsam und spannend. Das Beunruhigende an „Red Star Down“ ist am Ende nicht das, was D. B. John erfunden hat – sondern das, was tatsächlich passiert ist.

Suhrkamp, 20 Euro, erscheint am 8. September

Julia Meyer-Hermann ●

KINO



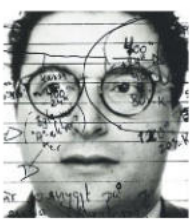
IM SÜDEN
Ein neuer Fall in Niederkaltenkirchen, Dorfpolizist Franz Eberhofer stellt sich dem **„Steckerlfisch-fiasko“** – zwielichtige Volksfestclans, ein toter Imbisskönig, dazu Gattin Susi, die Bürgermeisterin werden will. Skurril wie immer und voll herrlicher Weisheiten wie „Du, wer hochdeutsch redet, hat ned automatisch recht“. Startet am 13. August

COMIC



IM RÜCKSPIEGEL
Krimis sind nicht billig, sondern die höchste Form von Literatur – ein Zitat von James Ellroy. Ob das zutrifft, ermitteln zwei Expertinnen aus Frankreich in Text und Bild. Ihr Sachcomic **„Die Geschichte des Krimis“** ist spannend und detailreich wie ein Roman und reicht von antiken Anfängen bis zu Cosy Crime, von Edgar Allan Poe und Agatha Christie zu Nordic Noir. Splitter, 29,80 Euro

DOKU



IM UNTERGRUND
Als eine Gruppe von Unternehmern 1997 die Investmentgesellschaft Trustor übernimmt, sieht alles nach einem normalen Deal aus. Doch plötzlich fehlen 60 Millionen Euro – und vom Chef der Gruppe jede Spur. Regisseurin Karin af Klintberg hat ihn aufgespürt. In **„Die Trustor-Affäre“** bringt sie Licht ins Dunkel eines der größten Finanzverbrechen Schwedens. Aktuell bei Netflix

ROMAN



IM NETZ
Millionen Menschen verfolgen im Livestream einen Mord. Die 19-jährige Odette, eben noch gefeierter Social-Media-Star, wird über Nacht zum **„Most Hated Girl“**. Denn anscheinend hat sie ihren besten Freund getötet. In ihrem Debütroman zeigt Kirsty Lockwood, wie in sozialen Medien Urteile gefällt werden, wenn niemand die Fakten prüft. Ein temporeicher, aktueller Thriller. Insel, 17 Euro, erscheint am 20. August

Fotos: Bernd Schuller/Constantin Film Distribution GmbH; Die Geschichte des Krimis (Graphic Novel)/Claire Caland & Sandrine Kerion/Splitter Verlag GmbH/März 2026; Netflix, Inc

// das team dieser ausgabe



TILL HEIN, Wissenschaftsjournalist aus Berlin, befasste sich für die Titelgeschichte dieser Ausgabe mit dem Vierfachmörder Arwed Imiela. Was Hein besonders verblüffte, war das enorme schauspielerische Talent Imielas, der als Astrologe arbeitete und Horoskope schrieb. Selbst erfahrene Geschäftsfrauen ließen sich von ihm täuschen und ausbeuten. Je tiefer Hein in diese ebenso schockierende wie psychologisch faszinierende Geschichte eintauchte, desto mehr gewann er den Eindruck, dass Imiela es regelrecht darauf angelegt hatte, erwischt zu werden.

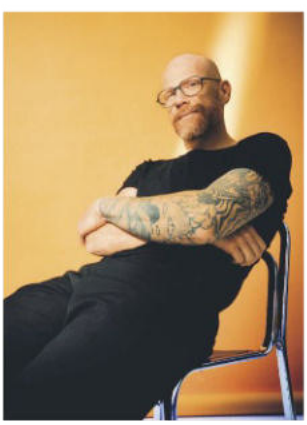


Reporter **NOAH KOHN** verschlug es in die Welt der Pferdezucht. Genauer gesagt nach Fischerhude, ein Dorf in der Nähe von Bremen, in dem viele Dachgiebel mit geschnitzten Pferdeköpfen verziert sind. Im Jahr 2021 hatte ein Pferdezüchter dort auf drei Menschen geschossen. Kohn sprach mit einer Frau, die neben dem Tatort wohnt. Sie berichtete ihm, dass am Tattag eine Frau vor ihrer Tür gestanden habe: Blut rann ihr über das Gesicht und den Hals hinunter. Wie hilfsbereit und couragiert die Nachbarin reagiert habe, ist Kohn besonders in Erinnerung geblieben.





ANTONIA SCHAEFER, Reporterin in Madrid, geriet in einen Wirbel aus sich widersprechenden Informationen, als sie in Andalusien zu dem berüchtigten Fünffachmord recherchierte, der sich in den 1970er-Jahren auf dem Hof „Los Galindos" zugetragen hatte. Er gilt als einer der blutigsten Kriminalfälle in der Geschichte Spaniens. Viele Zeitzeugen, mit denen Schaefer sprach, scheinen inzwischen ihre ganz eigene Wahrheit ersonnen zu haben. Der spanische Fotograf IGNACIO MARIN fuhr unter anderem zum Tatort und zum Friedhof, auf dem die Opfer begraben wurden. In seinen Bildern versucht er, das Rätselhafte sichtbar zu machen, das dieses Verbrechen noch immer umweht.





Als SOFIA GLASL, Autorin aus München, sich in den Fall des Wiener Opernmords vertiefte, machten ihr vor allem zwei Dinge zu schaffen: die grausigen Tatortfotos und die Selbstgerechtigkeit, die der Täter in den Vernehmungen an den Tag gelegt hatte. Der Fotograf ANDREAS JAKWERTH lebt in der Nähe von Wien und ist Vater zweier Töchter, was seinen Blick auf diese Geschichte unweigerlich geprägt hat. Da der Mord am helllichten Tag geschah, fotografierte Jakwerth bewusst bei Sonnenschein. Mit Filtern und Farbfolien baute er in eigentlich freundlich wirkende Bilder eine Unruhe ein. Eine Spannung zwischen der Normalität des Tageslichts und der Brutalität dieser Tat.



MARTA KOCHANEK (l.) und **BARBARA GIBSON** sind ein Illustratorinnenduo aus Birmingham in England. Sie waren erschüttert, als sie sich mit dem Fall von David Graham und Diane Zamora beschäftigten, einem jungen Highschool-Paar aus Mansfield, Texas. Was als erste Liebe begann, endete in einer vermeidbaren Tragödie. Eine Tat, die schwierige Fragen aufwirft: Wie weit sind Menschen bereit zu gehen? Welche Opfer bringen sie? Und wie sehr kann eine Person unter dem Einfluss einer anderen stehen?





JAN RÜBEL reiste nach Italien, um sich auf die Spuren der Fiat-Uno-Bande zu begeben, die in den 1980er-Jahren die Emilia-Romagna und die Marken terrorisierte. Rübel hat Verwandte, die in der Gegend leben. Sie erzählen noch heute von der Unsicherheit, die damals große Teile der Bevölkerung erfasste. In Rimini traf Rübel zwei Kommissare, die jahrelang versuchten, die Bande zu überführen. In Bologna sprach er mit einem Angehörigen, dessen Vater getötet wurde. Bei der Begegnung spürte Rübel, dass Trauer selten endet. Die russische Fotografin ALISA MARTYNOVA, die für ihre Arbeiten unter anderem mit dem World Press Photo Award ausgezeichnet wurde, wohnt in Florenz. Für sie war es aufwühlend, sich mit dieser vielschichtigen und hochpolitischen Geschichte auseinanderzusetzen, die bis heute für Schlagzeilen sorgt. Als besonders bewegend empfand Martynova es, die beiden Polizisten zu fotografieren – vielleicht auch, weil ihr Großvater selbst Polizist war.

Fotos: Privat; Aliona Kardash; Gibson Kochanek Studio; C.Pueschner/Zeitenspiegel; Francesco Levy

// impressum

stern Crime erscheint in der
Gruner+Jahr Deutschland GmbH,
Koreastr. 7
20457 Hamburg
Tel. 040/3703-0

Herausgeber
Gregor Peter Schmitz (V.i.S.d.P.)

Chefredaktion
Giuseppe Di Grazia

Redaktionsleitung
Matthias Bolsinger (Print),
Bernd Volland (Digital + Audio)

Managing Designer
Alena Schleef

Textchefs
Fabrice Braun, Niclas Seydack, Björn Stephan

Grafik
Jonas Götz. Michel Lengenfelder, Birgit Ludwig, Frank Dietz, Nicole Wunderle

Bildredaktion
Susanne Baumann, Rahel Zander;
Carolin Theilen

Chef vom Dienst
Derik Meinköhn

stern Crime bei stern+
Ralf Sander

Mitarbeiter dieser Ausgabe
Ulrike von Bülow, Veronica Frenzel (fr.), Sofia Glasl (fr.), Till Hein (fr.), Skip Hollandsworth (fr.), Noah Kohn (fr.), Constanze Löffler (fr.), Julia Meyer-Hermann (fr.), Frank Ochmann (fr.), Chantale Rau (fr.), Jan Rübel (fr.), Antonia Schaefer (fr.), Ingo Scheel (fr.), Matthias Schmidt, Anuschka Tomat (fr.), Wells Tower (fr.), Alana Tongers (fr.), Christine Zerwes

Verifikation, Schlussredaktion, Recherche
Susanne Elsner, Jeanette Langer, Torsten Terraschke, Andrea Wolf

Product Managerin
Nicola Wagner

Anzeigen
Ad Alliance GmbH,
Picassoplatz 1, 50679 Köln
Lisa Knuth (verantwortlich)
Es gilt die aktuelle Preisliste.
Infos hierzu unter www.ad-alliance.de

Vertrieb
Mona Biehl

Marketing
Mara L'Assainato (Leitung),
Ewgenia Klaschik (Managerin)

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Bettina Klauser

Herstellung
G+J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.), Mario Richter

Lithografie
Peter Becker GmbH, Würzburg

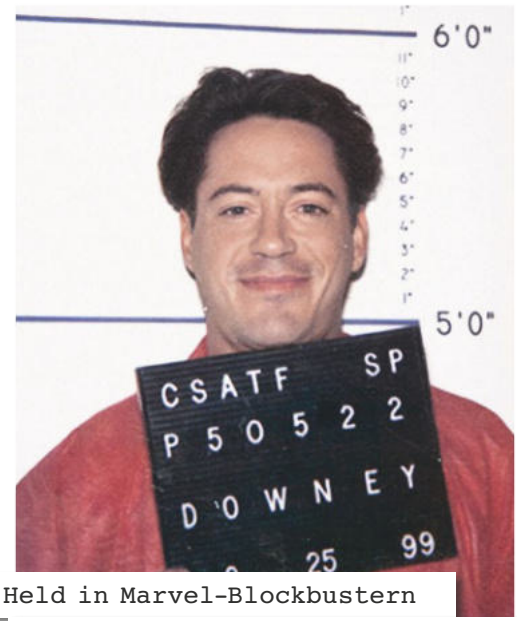
Druck
Vogel Druck und Medienservice GmbH, Höchberg

Abonnement- und Einzelheftbestellung
***stern*-Crime-Kundenservice, 20080 Hamburg**
Tel. 040/55557800 (Mo.–Fr. 7.30–20, Sa. 9–14 Uhr), Fax 01805/8618002 (14 Cent/Min. aus dem dt. Festnetz).
Einzelheft bestellen: *heft-service@guj.de; Kosten: 7,20 € (D), 8,00 € (A), 11,50 CHF (CH), alle Preise zzgl. Versandkosten, bitte geben Sie die gewünschte Heftnummer an.*
Abonnement bestellen: *abo-service@guj.de; Kosten: 43,20 € (D), 48,00 € (A), 69,00 CHF (CH) für 6 Ausgaben (ggf. inkl. Sonderhefte zum Preis von zzt. 7,20 €). Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. www.stern-crime.de*
ISSN 2364-7930

Geschäftsführung
Christian Behr, Julia Kloke

// ein prominenter fall

ROBERT DOWNEY JR.



Bevor er als Held in Marvel-Blockbustern das Böse besiegt, muss er im eigenen Leben kämpfen – gegen die Sucht.

An einem Donnerstag im August 1999 steht er in Malibu vor Gericht und gibt noch einmal alles. Robert Downey Jr. spricht laut und eindringlich, als er den Richter zu verstehen bittet, was es mit seiner Sucht auf sich hat: „Es ist", sagt er, „als hätte ich eine Schrotflinte im Mund, den Finger am Abzug – und der Geschmack von Metall gefällt mir."

Dann fleht er ihn an, ihm eine Haftstrafe zu ersparen. Er gelobt, keine Drogen mehr zu nehmen. Doch den Richter beeindruckt der Auftritt des Schauspielers nicht. Kühl lässt er Downey Jr. wissen, dass er ihn für manipulativ halte und dass er die Geduld des Gerichts erschöpft habe.

Robert Downey Jr., durch Filme wie „Chaplin" berühmt geworden, ist zu diesem Zeitpunkt schon mehrfach in Entzugskliniken gewesen. Seine Drogen sind Heroin, Kokain, Marihuana, er kommt nicht von ihnen los.

Drei Jahre zuvor waren seine Kollegen Sean Penn und Dennis Quaid so besorgt um ihn, dass sie ihn zur Entziehungskur nach Tucson, Arizona, brachten – die er aber wenige Tage später wieder abbrach. Bald darauf fuhr er zu schnell über den Sunset Boulevard. Man entdeckte Heroin, Kokain, Crack und einen Revolver bei ihm. Wenig später drang er zugedröhnt ins Haus seiner Nachbarn ein, die ihn schlafend im Bett ihres Kindes fanden. Nach einem gerichtlich angeordneten Entzug wurde er zu sechs Monaten stationärer Therapie, drei Jahren auf Bewährung und regelmäßigen Drogentests verurteilt.

Weil er aber andauernd gegen seine Bewährungsauflagen verstieß, hat er es nun mit dem Richter in Malibu zu tun: Der verurteilt Downey Jr. zu drei Jahren Haft. Er wird in Handschellen abgeführt und ins Gefängnis gebracht. Kurz darauf entsteht sein Polizeifoto. Er guckt darauf wie ein übermütiger Junge.

Nach einem Jahr kommt Downey Jr. auf Kaution frei. Schnell landet er wieder im gleichen Kreislauf aus Drogenabstürzen, Verhaftungen und Entzügen. Er wird obdachlos und steht vor dem Bankrott.

Letztlich rettet ihn eine Frau: Susan Levin, seine große Liebe. Sie stellt ihm 2003 ein Ultimatum: die Sucht oder ich. Er entscheidet sich – für sie. ●

Ulrike von Bülow

Foto: eyevine/laif

work awesome

die brand eins Konferenz

26/11/2026 **Bolle Festsäle, Berlin**

Willkommen in der Zukunft der Arbeit!
Wie lassen sich innovative Lösungen für die drängenden Probleme unserer Zeit schaffen und gleichzeitig die enormen Chancen ergreifen, die sich aus den Herausforderungen ergeben? Wie können wir Arbeit nicht nur besser denken, sondern besser machen? Die work awesome bietet Einblicke in die Tools, Fähigkeiten, Strukturen und Strategien, die notwendig sind, um heute die Arbeitswelt von morgen zu gestalten.

Unter anderem auf unserer Bühne:



Dr. Christian Groh
Vorstandsvorsitzender
Schwarz Corporate Solutions



Prof. Dr. Katharina Zweig
Professorin für Informatik
TU Kaiserslautern



Ragnhild Struss
Geschäftsführende Gesellschafterin
Struss & Claussen



Dr. Sandra Wolf
Geschäftsführende Gesellschafterin
Riese & Müller

Jetzt Partner werden!

Jetzt Ticket sichern!

b1.de/work-awesome

DIE SKANDI-CRIME-QUEEN IST ZURÜCK

DER NEUE FALL VON AUGUST STRINDBERG!



© Anna-Lena Lundqvist



Eine kalte Nacht auf einer Schäreninsel.
Eine Frau auf der Flucht.
Und eine Hochzeit mit Hindernissen ...

Paperback | 576 Seiten | € 18,00 [D] | Auch als eBook lieferbar

Mehr erfahren unter blanvalet.de